This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

392.6 C2w
Wenn die Menschen reif zur Liebe we
Schlesinger Library 002343684
3 2044 087 383 394

EX LIBRIS

LILY BRAUN

RADCLIFFE COLLEGE LIBRARY

GIFT OF

Dr. Julie Braun-Vogelstein

Schlesinger Library

Wenn die Menschen reif zur Liebe werden

Eine Reihe von Aufsätzen über das Verhältnis der beiden Geschlechter

von

Edward Carpenter

Einzig autorisierte Übersetzung

von

Karl Federn

Leipzig 1902
Hermann Seemann Nachfolger.

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten.

392.6
C29a

Gedruckt bei
E. Haberland in Leipzig-R.

Der kleine Gott der Liebe wird gewöhnlich als ein Kind dargestellt; und vielleicht mit Recht, wenn man sein unsicheres und hilfloses Walten im Menschengeschlecht bedenkt. Aber es mehren sich die Zeichen, dass eine neue Ordnung der Dinge im Verhältnis der beiden Geschlechter zu einander im Entstehen ist, und die folgenden Aufsätze sind — unter anderem — ein Versuch, die inneren Gesetze anzudeuten, die besser als unsere äusserlichen ihn vielleicht leiten werden, wenn er einst zu seinen Jahren kommt.

* *
*

Einleitung

Die Zeit und das Problem.

„Von den zwei Problemen, aus welchen die sociale Frage sich wesentlich zusammensetzt, ist das eine, das ökonomische Problem, der Gegenstand der eingehendsten Erörterungen gewesen.... Das andere, das Problem der Liebe, ist im allgemeinen entweder gänzlich vernachlässigt oder höchst unvollkommen behandelt worden; es ist viel komplizierter und schliesst Gefühlselemente in sich, welche es über den Bereich unserer Nationalökonomen und unserer Sociologen hinausführen; es scheint überhaupt unseren Zeitgenossen schwer zu fallen, ohne Schüchternheit zugleich und ohne Brutalität darüber zu sprechen."*) Ich weiss nicht, ob es schon irgendwo so klar und scharf ausgesprochen wurde, wie in diesen Worten Jacques Mesnils: dass die sociale Frage aus zwei mindestens gleichwichtigen und gleich furchtbaren Proble-

*) Jacques Mesnil „Le mariage libre." Eine deutsche Ausgabe wurde im Auszug in den Heften 1—4 Bd. V der Dokumente der Frauen veröffentlicht und wird demnächst vollständig im Verlag von Otto Lehmann-Russbüldt erscheinen.

men besteht, dem ökonomischen und dem sexuellen. Enthält das eine die Frage des Seins, so ist das andere die vielleicht noch wichtigere, weil primärere Frage des Werdens, die Frage der kommenden Generation, der Zukunft des Menschengeschlechts — sie bedeutet aber auch im Dasein jedes Einzelnen den Faktor, der für seine Entwicklung bedeutsamer vielleicht als alle anderen ist, auf die Bildung seines Wesens den mächtigsten und den intimsten Einfluss nimmt.

Alle Kultur, alle geistige Entwicklung beruht auf der Kritik unseres Daseins, auf der fröhlichen oder hämischen Beobachtung des Spiegelbildes, das unser vielgestaltiges Leben in unserem Geist zeichnet. Wir sind das bewusst gewordene Stück Natur. Ist der Erdball ein organisches Ganzes, so sind wir Menschen seine Nerven und sein Hirn. Ein sehr gering entwickeltes Hirn sicherlich und ein Spiegel, der die meisten Strahlen absorbiert oder unregelmässig zurückwirft, und nur trübe Zerrbilder giebt, ein Auge, das für die Fülle des Lichts unzugänglich und unempfindlich ist. Aber wir können diesen einmal eingeschlagenen Weg der Kritik nicht mehr verlassen, seitdem wir aus dem unbekannten Dasein, das wir einst führten, herausgetreten sind — welche Qualen und Irrtümer er auch mit sich bringen mag. Wir müssen über unser Dasein klügeln, so gut wir es können; das Denken ist unser mächtigstes Mittel geworden, unsere Waffe und unser Verräter, unser Feind und unser Trost. Wenn wir fehlgehen,

mögen wir uns mit den tiefen Worten Emile Verhaerens trösten: „que la force et que la vie sont au delà des vérités et des erreurs!“

Wohin wären wir sonst auch gekommen? Ja, wohin sind wir gekommen? Wie ist es möglich gewesen, dass uns Lebende so oft vor dem Leben selbst ein Grauen befällt? Dass wir so viel in unserem Leben für schlecht, hassenswert, verrucht erklären? Dass dieser Gedanke, in dem etwas Gottloses liegt, die Grundanschauung aller Ethik und aller Religionen werden konnte? Wie kam es vor allem, dass es uns vor den Quellen unseres Lebens selbst zu grauen begann und wir unsere tägliche irdische Schöpfung als etwas Beschämendes und Schimpfliches anschauen lernten und es täglich gelehrt werden? Dass wir gleichsam mit tausend Händen nach unseren eigenen Blüten schlagen und sie selbst zerstören, sie in unterirdischen Winkeln und Höhlen treiben lassen und zur Fäulnis verdammen, und sie doch weder ertöten noch entbehren, ja nicht einmal unsere Freude an ihnen ganz verleugnen können? Nur sie zu einer widerlichen Lust, der vor sich selber ekelt, zu verkehren, ist uns gelungen. Wie ist es möglich, dass wir Liebeslieder singen und doch ein Liebesleben führen, wie das, welches heute geführt wird, und eine Sittenlehre haben, gleich der, die heute herrscht?

Ein solches Netz von Verlogenheit, eine solche Furcht vor der Wahrheit, und solch eine Ehrfurcht vor dem Schein wie auf diesem Gebiet des Lebens, herrscht auf keinem andern.

Und ganz besonders in den „gebildeten" Klassen, zu denen darüber am schwersten zu sprechen ist. Ihre ganze gesellschaftliche Kultur, vor allem die der Frauen, beruht vielfach auf dem Verbergen und auf dem Weggleiten über die heimlichen Abgründe ihres Lebens. Wie viel Tausende tragen ein brennendes und quälendes Büsserhemd auf dem Leibe, die ihre Qual mit keinem Zucken des Mundes verraten wollen Aber die Quellen des Lebens lassen sich nicht verleugnen, und ihre Antwort auf die Erniedrigung, die sie erfahren, ist Elend und Degeneration.

Wahrlich, es muss eine merkwürdige geheime plastische Kraft in unserer Phantasie liegen, die die Dinge umformt, die zum mindesten die tausend geistigen Verbindungsstränge, durch die die „Dinge" zu unserer Welt werden, gestaltet: — und die Welt wird, wie wir sie schauen. Wir sehen Fäulnis, und um uns wird Fäulnis; wir sehen Heiligkeit, und um uns wird Heiligkeit. So hat auch Natalie im Wilhelm Meister das Princip aller Erziehung ausgesprochen: „Behandelt die Menschen so, als ob sie schon so gut wären, wie ihr sie haben wollt. Es ist der einzige Weg, sie dazu zu machen."

Wir haben mit uns selbst, mit unserem eigenen Leibe das Gegenteil gethan. Und wir sind glücklich niedrig geworden. Ich fühle sehr wohl, dass ich hier Unberührbares berühre, dass ich sehr viel, was ich hier sagen möchte, nicht aussprechen kann. „Ein gewisses natürliches Schweigen ist mit dem Gegen-

stande verbunden"; mit diesem Gegenstand, mit dem alle sittlichen und alle religiösen Fragen unlösbar verknüpft sind, der die Quelle alles Lebens und aller Symbole, die Quelle des Leibes, wie des Geistes ist. Nur müsste es ein Schweigen der Scheu und der Ehrfurcht sein, und nicht ein Schweigen der Scham und der Erniedrigung. Aber nichts kann sonderbarer sein, als die verlegene Haltung, die die meisten Menschen ihm gegenüber einnehmen. Sollen wir hier von der Wissenschaft sprechen? Die Wissenschaft ist nur eine logische Ausführung und Bearbeitung der Institutionen des Menschengeschlechts. Wenn Schiller in seinem Gedichte die beiden welterhaltenden Motive kurz als „Hunger" und „Liebe" bezeichnete, so sagte er bereits dasselbe, was Mesnil in den citierten Worten über die sociale Frage sagt, und etwas, was wir eigentlich alle wissen. Aber das Selbstverständlichste ist gar oft das Erstaunlichste. Der Hunger ist anerkannt und wird wissenschaftlich bearbeitet — die Liebe bleibt dem Roman überlassen. Vielleicht ist das gut. Die Wissenschaft muss Probleme vernachlässigen, die ihr zu kompliziert sind — das Leben ist ihr immer zu „unwissenschaftlich" gewesen. Eine eigentümliche Steifheit, ein Formalismus von höchst konventionellen Spielregeln, macht sie dem Leben gegenüber hilflos, und was in ihrem Namen auf diesem Gebiet bisher geschrieben worden, ist meist erschreckend durch das geringe Verständnis und die brutale Flachheit der Anschauung. Aber auffallend ist, dass wir auch im Leben aller

Sexualität gegenüber die Stellung unreifer und unklarer Geschöpfe haben, dass wir in den Erörterungen und im täglichen Gespräch ihr ebenso sorgfältig aus dem Wege gehen, als wir beständig um sie herum schleichen, dass die Erziehung des einen Geschlechts, wenn auch in einer ganz und gar verfehlten Weise, auf ihr begründet ist, die des andern sie ausschaltet, dass sie beständig oberflächlich gepriesen und in ihrem Wesen gelästert wird — dass fast alle Menschen zu einer unglaublichen Begriffs- und Gefühlsverwirrung darüber gekommen sind. All unsere Spiele von der Kunst bis zu jedem Pfänderlösen haben die Liebe zum Leitmotiv — in unserer Theorie wollen wir ihr, die unser Leben beherrscht, so wenig als möglich einräumen. Kein Mensch mehr kann ruhig und rein über das Thema sprechen oder denken, aber ein ungesundes beständiges Grübeln und Flüstern ist geblieben, oder ein hässliches Lachen. Aus dem Gott ist ein rosenbekränztes Tier geworden — und selbst die Rosen sind nur papierne.

Wenn wir von einem „Problem" oder einer „Frage" sprechen, so deuten wir damit an, dass der herrschende Zustand uns unhaltbar erscheint, auf einem Gebiet, dessen Wichtigkeit uns bewusst geworden ist. Dass Wunsch und Erfahrung sich zu stark widersprechen. Unsere Zeit ist die Zeit der bewusst gewordenen Probleme. Eine furchtlose Kritik, der geheiligte Worte und Traditionen nicht mehr imponieren, hat sich aller Gebiete be-

mächtigt. Und wer die Entwicklung verfolgt hat, der weiss, dass sie, die das Negativste schien, sich über alle Massen fruchtbar erwiesen hat, dass sich eine Begeisterung mit ihr vereinigen lässt, die ihr zu widersprechen scheint, ja dass das Wesen aller grossen und ehrlichen Kritik Begeisterung, die Sehnsucht nach den wahren Werten ist. Die Romane, die Dramatik und unzählige kritische und reformatorische Publikationen der Kulturvölker beweisen, wie stark und schmerzlich die Unhaltbarkeit der gegenwärtig herrschenden Sitten und Lebensformen auf dem Gebiete des Geschlechtslebens empfunden wird. Der Grund liegt vielleicht darin, dass die Jugend heute mehr zum Worte kommt als früher, dass Menschen über dieses Thema sprechen, die noch nicht in Formen erstarrt und in Konzessionen erschlafft sind. Aber nicht viele wagten noch die ganze Tragweite der Frage zuzugestehen, und wie Mesnil klar auszusprechen, dass sie der ökonomischen Frage völlig gleichwichtig ist — ja, dass eine Lösung der ökonomischen Frage allein den Menschen keine Erlösung bringen würde, solange sie für ein befreites Leben nicht erzogen und reif geworden sind. Nur die Erziehung zu reineren Anschauungen und zu einer grösseren Auffassung des eigenen Daseins kann helfen.

Unter den Schriften, die in jüngster Zeit auf diesem Gebiete veröffentlicht wurden, ist durch ihren Verfasser wie durch ihre erschreckende Tendenz die vor kurzem im Ver-

lage von Eugen Diederichs in Leipzig unter dem Titel „Die sexuelle Frage“ erschienene Broschüre bemerkenswert, die eine Zusammenstellung aller Aeusserungen des Grafen Leo Tolstoi über das Geschlechtsleben der Menschen enthält. Niemand wird den hohen Ernst und die tiefe Menschenliebe des grossen Russen verkennen, niemand ohne Ehrfurcht vor seiner Persönlichkeit seine Worte hören, die sicherlich die Früchte eines grossen Lebens und tiefer Einblicke in das Thun und Wesen der Menschen sind. — Und doch scheint uns sein Buch ein verhängnisvolles und verderbliches, gegen das jeder gesunde und rein empfindende Mensch sich auflehnen muss. Denn die Anschauung, auf der es beruht und aus der es entsprungen ist, ist eine jener Anschauungen, die den Menschen entheiligt und erniedrigt haben, die ihn immer wieder in die gleiche Folterkammer eines unlösbaren Zwiespalts zurückzwingen, die Unmögliches von ihm verlangen und dadurch zu heuchlerischen Kompromissen treiben. Sein Buch beruht ganz und gar auf jenem verhängnisvollen Dualismus der Anschauung, der sich mit furchtbarer Folgerichtigkeit aus den Anschauungen der Menschen in ihr Leben übertragen und das Dasein jedes einzelnen, sowie der ganzen Gesellschaft zersetzt hat, und gegen die der ganze sittliche und geistige Kampf unserer Zeit geführt wird. Nicht als Erster, aber in ausserordentlich scharfen und überwältigenden Worten sagte es Mesnil: „Es scheint, als hätte das Christentum einen Zwiespalt in

unserem Wesen bewirkt und wir das Bewusstsein der Einheit unseres Wesens verloren. Es hat die Menschen gelehrt, dass sie aus zwei feindlichen Prinzipien zusammengesetzt seien: der Seele und dem Leib, dem Geist und dem Fleische, dem Engel und dem Tiere, und hat so den Widerstreit in ihr innerstes Leben getragen: der Geist hat über das Fleisch zu triumphieren; das Fleisch ist der Dämon, ist das Böse, ist das niedrigste Prinzip, man muss es unterjochen. So sprechen alle Christen, ob sie nun Gläubige der römischen Kirche seien oder Schüler Tolstois. Diese Trennung in Gut und Schlecht, Seele und Leib, rein und unrein, ist dem Menschen verhängnisvoll gewesen, sie ist für ihn die Quelle unaufhörlich erneuerter Leiden geworden, sie hat ihn in einen ewig unfruchtbaren Kampf mit sich selber verwickelt. Das Christentum hat aus dieser Trennung ein Dogma gemacht; indem es den Triumph dessen zu sichern suchte, was es das Gute nennt, hat es die Wichtigkeit und die Gewalt dessen gesteigert, was es für das Schlechte erklärt. Der Dämon ist mächtig und furchtbar, er bedroht uns ohne Ende, er wohnt in uns, und wir müssen beständig auf der Hut sein, um seinen Fallstricken zu entgehen; oft scheint er mit Gott selbst, wie ein Gleicher mit Gleichem, zu paktieren. Das Fleisch ist das Produkt der Erbsünde, es gehört Satan an, es ist das Gebiet der Wollust, der schrecklichsten der Todsünden. Der Christ wird von unreinen Geistern verfolgt, er hat Angst vor sich selber, Angst vor seinen In-

stinkten, vor seinen Begierden, er möchte sie gerne unterdrücken, aber sie erheben sich nur um so gebieterischer; dann übertreibt er ihre Macht vor sich selber: sie sind nur natürlich, aber sie erscheinen ihm monströs, sie wirken auf seine Einbildungskraft, und je mehr er versucht, sie zurückzudrängen, um so hartnäckiger kehren sie wieder, sie entarten, sie nehmen ungeheuerliche und bizarre Formen an, mit der Zeit gehen sie in Verderbnis über. Dieser Anschauung verdanken wir die ausserordentliche Häufigkeit der sexuellen Perversität; indem sie die fleischlichen Genüsse vollkommen von der Liebe trennte, diese wie ein göttliches Prinzip darstellte und jene als den Ausdruck der Tierheit, hat sie den Menschen in Wahrheit verdorben und erniedrigt. Die Moral unserer jungen Leute, die ihnen gestattet, vor jungen Mädchen die Sentimentalen, die Keusch-Liebenden zu spielen, während sie gleichzeitig ihre Sinne in der brutalsten Weise bei der Prostituierten befriedigen, ist ein direktes Produkt dieser Weltanschauung; das Fleisch und der Geist sind von verschiedener Natur: man muss das Vieh wohl befriedigen (da man es nämlich nicht dahin gebracht, es zu bändigen), sobald es gesättigt ist, entfaltet der Engel mit Leichtigkeit seine Flügel!

Selbst die Menschen, deren Ansichten den christlichen Ideen ganz entgegengesetzt sind, zeigen, dass sie keineswegs vom Einfluss dieser Ideen frei sind, sobald sie die Frage der Liebe berühren: es ist ihnen nicht möglich,

sie natürlich und gesund zu behandeln und mit dem ganzen Zartgefühl, das dafür erforderlich ist . . ."

In der That, die Menschen sind unrein geworden und führen ein Doppelleben, sie haben aus sich selbst minotaurische Geschöpfe gemacht, mit einem sinnenden Menschenhaupt und einem greulichen Tierleib. Hin und her getrieben in Verzweiflung zwischen der Wonne und Erhebung der Liebesempfindungen und den Schändlichkeiten, die an ihnen haften, haben sie eine irdische und eine himmlische, eine reine und eine unreine, eine erlaubte und eine verbotene Liebe erfunden, und sie schwärmen für die eine und schwelgen in der andern, so dass ihr ganzes sexuelles Leben etwas unsagbar Verlogenes wird — sie sind decent in ihren Reden in der Familie und in der Gesellschaft, und voll Schändlichkeit in ihren Reden, wenn sie „unter sich" sind, und derselben Dinge, deren sie sich in dem einen Zimmer schämen, deren rühmen sie sich in dem anderen.

Tolstoi aber sagt ihnen, um sie zu bessern, noch einmal und noch nachdrücklicher: „Lasst das Schwärmen, alle Liebe ist unrein! es ist immer das Tier, das geniesst — der sittliche Mensch kann vor seiner Geschlechtlichkeit nur Abscheu empfinden, wer diesen Abscheu nicht fühlt, ist krank, ist verdorben. Und jeder Mensch soll trachten, alle Freude, die er aus seinem sexuellen Leben schöpft, in sich zu ertöten und es als ein notwendiges Uebel, eine unvermeidliche Schmach zu empfinden!

Wir wollen gar nicht davon reden, wie

niederdrückend und wie widernatürlich der Gedanke ist, dass das, was in der ganzen Natur den Gipfel des Lebens und der Freude bedeutet, für den Menschen die tiefste Erniedrigung sein soll. Der Trieb, der die Blüte und das Feuer der Welt ist, der „die Pflanzen sich in farbigen Streifen und Sternen der Sonne zukehren lässt, in einer wahren Ekstase der Zeugungslust, und die Nüstern der Tiere dehnt und ihren Körper mit einer stolzen und feurigen Schönheit belebt," soll für den Menschen das Zeichen der Schmach und der Verdammnis sein? Wenn das Bewusstsein und die Erkenntnis uns das gebracht haben, dann sind sie wahrlich der Fall des Menschen gewesen, und wir müssen Pflanze und Tier als hoch über uns stehend, beneiden! Das soll der Weg zu einer sittlichen und reinen Zukunft des Menschen sein — das soll der Gott gewollt haben, der ihn schuf, der in ihm sich offenbart hat?

Die logische Konsequenz der Tolstoischen Anschauung ist denn auch nicht die Vervollkommnung, sondern das Aufhören des Menschengeschlechtes, der Enthaltsamkeitsselbstmord der ganzen Menschheit als ihr höchstes sittliches Ideal und ihre unabweisbare Pflicht, und nur durch ein ziemlich hässliches Sophisma kommt Tolstoi darüber hinweg: er sagt, dies sei wohl das Ideal, ein Ideal sei aber das, was nie erreicht werde. Wohl, das nicht erreicht w i r d — aber ein Ideal, das nicht erreicht werden s o l l, ist ein Widersinn und hebt sich selbst auf.

Tolstois Lehre ist nichts anderes, als ein nochmaliger grosser Versuch jener zweitausendjährigen Sisyphus-Arbeit, jenes schrecklichen Missverständnisses des Apostels — die uns immer nur zu dem gleichen elenden Resultat der Verlogenheit führen kann. Einige wenige gelangen zu einer vielleicht heiligen, jedenfalls aber furchtbaren und naturwidrigen Askese — die fast immer voll Unreinheit ist, denn was war schlimmer als die Phantasien der Büssermönche? Die meisten aber kehren zum Kompromiss zurück — zur Anbetung des Engels und Sättigung des Tieres, und immer wird der Satz Nietzsches von ihnen gesagt werden können: „Diese enthalten sich wohl — aber die Hündin Sinnlichkeit blickt mit Neid aus allem, was sie thun!"

Man könnte sagen: Die Menschen sind so, sind Minotauren, halb Tier, halb Engel, oder Tiere auf dem Weg zum Engelwerden — und darum muss auch ihr Leben ein tragisch zwiespältiges sein, und darum ist dieser Dualismus der Anschauung entstanden. Man könnte das sagen: aber dann weg mit dieser verlogenen Sittlichkeit, weg mit dieser Reinheitsheuchelei und weg vor allen mit der Tyrannei der gesättigten oder neidischen Tiere, die nach jedem reinen und freien Menschen bellen und Steine werfen, weil sie ihn nicht verstehen oder weil er sie beschämt!

Es giebt aber zum Glück noch eine andere reinere und grössere Anschauung, eine Anschauung, die bescheiden und hoffnungsvoll

zugleich ist, die uns als das nimmt, was wir sind, die das Tier nicht verwirft und den Engel nicht leugnet, die keinen so bösartigen Unterschied zwischen ihnen findet und den verhängnisvollen Zwiespalt nicht entstehen lässt, die sich nichts vorlügen will und die dennoch sagt: Alles Hohe ist uns erreichbar und auf den natürlichsten Wegen: Wir sind, was wir aus uns machen.

Gegenüber jenem asiatischen Schreckbild, jener scheinbar hochfliegenden Theorie, die aus Uebersättigung und Verzücktheit geboren ward, die uns hinaufzuführen vorgiebt, während sie uns in der That tiefer hinunterdrückt, ertönen frohere Stimmen aus dem Westen, die uns gesündere und fruchtbarere Wege weisen. Ich lege das Buch eines englischen Autors in deutscher Uebersetzung vor: „Love's Coming of Age" von Edward Carpenter. Es ist nicht das erste Werk des Verfassers, der, gleich seinem Lehrer Edward Denison Maurice erst Geistlicher und dann Socialreformer ward. Auf seine merkwürdigen und bedeutenden Bücher: „Englands Ideal", „Die Kultur, ihre Ursachen und ihre Heilung", „Engels-Flügel" u. a. kann ich hier nicht eingehen. Ich hoffe, auch sie — zusammen mit einem Freunde — in deutscher Sprache herauszugeben. Es sind lauter lebendige Bücher über lebendige brennende Fragen unserer Zeit, umfassende, weitausgreifende Bücher über die socialen Zustände, über unsere Kultur, unsere Sittlichkeit, unsere Justiz, unsere Wissenschaft, unsere Kunst

und ihr Verhältnis zum Leben unserer Zeit, Bücher voll überraschender Gedanken und grosser Anschauungen, sowie ein Band schöner Dichtungen in der Form der Rhapsodien Walt Whitmans. Das eine seiner Werke, das gleich dem Buche Tolstois dem sexuellen Problem gilt, habe ich übersetzt, und da der englische Titel sich nicht wörtlich wiedergeben liess, ihn sinngemäss in den Worten: „Wenn die Menschen reif zur Liebe werden . . .“ übertragen. Dieser Titel sagt genug: Die Menschen von heute sind in ihrem Liebesleben ebenso unreif und rückständig, als in ihrem ökonomischen, in ihrem politischen, in ihrem socialen Leben.

Und auf diesem Gebiet sind es insbesondere die Männer, die ja die heutige Geschlechtsmoral geschaffen und den Frauen, — die hierin, wie Carpenter sehr richtig ausführt, von Natur aus viel einheitlicher und reiner empfinden, schon weil sie die Frage viel ernster nehmen, — aufgezwungen und aufhypnotisiert haben. Diesen Gedanken, der im ersten Augenblick überraschen muss — da wir doch alle wissen, zu wie viel elenderer Verderbnis das Weib sinkt — halte ich für einen der schärfsten des Carpenterschen Buches. Auf die sogenannte Frauenfrage, die Frage der Gleichberechtigung der Geschlechter, will ich hier nicht eingehen. Ich habe meine Anschauungen seiner Zeit in einem Aufsatze „Gleichheit“ zu vertreten gesucht*); und in Carpenters Buch

*) Dokumente der Frauen 15. Febr. 1901.

finden sich vortreffliche Ausführungen darüber. Eine Kapitelüberschrift seines Buches lautet: „Der Mann — das unreife Geschlecht“ und die nächste: „Das Weib — das leibeigene Geschlecht“ — dieses aber beginnt mit den Worten: „Der Mann unserer Zeit ist ein unreifer Mensch, und ein unreifer Mensch ist immer ein Tyrann. . . .“ Wenn diese Worte nicht den Kernpunkt der ganzen Frage enthalten! Nichts freilich wird so ungern zugestanden werden. Aber hat er nicht recht? Die Männer wären nicht unreif einer Frage gegenüber, von der sie nicht gerade zu reden wissen noch wagen, obwohl sie eine der brennendsten in ihrem eigenen Leben, wie in dem ihrer Kinder, ja, der ganzen zukünftigen Menschheit ist? Welches bessere Zeichen der Unreife könnte es geben, als dass sie ihren Kindern nichts Ernstes darüber zu sagen wissen! dass Lehrer rot werden und ängstlich blättern, wenn sie in Gegenwart ihrer Schüler in einem antiken Schriftsteller auf freie natürliche Worte stossen! Ist das nicht das kläglichste Zeichen völliger sittlicher Haltlosigkeit dem Thema gegenüber? Heisst das nicht dem Kinde zu verstehen geben: du sollst das nicht rein betrachten! Und das Kind wäre so leicht für reine Anschauungen zu gewinnen. Natürlich hilft dieses armselige Schweigen nicht. Das Leben brennt trotzdem weiter, nur in trüben und unreinen Flammen.

Und so wächst jede neue Generation in das Schuldbewusstsein der früheren hinein,

und in die Gesellschaftsordnung, die zur Aufrechterhaltung ihrer „Sittlichkeit" der Prostitution nicht entbehren kann. („Vernünftige" Leute pflegen das sehr ernsthaft zu erörtern und zu begründen.) Und sie werden auf den unsaubersten Wegen in das zwiespältige Liebesleben eingeführt und acceptieren es auch — die bestveranlagten Knaben zunächst mit schmerzlicher Enttäuschung und später mit bereitwilliger Heuchelei. Für das andere Geschlecht aber haben die Männer eine eigene Erziehung und Behandlung normiert, die den psycho-physischen Zwiespalt, der in ihnen selbst herrscht und den Carpenter so vortrefflich darstellt, gleichsam in das weibliche Geschlecht projiziert und übertragen hat. Ihre ganze Idee vom Weibe läuft divergent — und merkwürdigerweise oft genug gleichzeitig in demselben Individuum — in ein unsinniges, leeres Idealisieren auf der einen und die tiefste Erniedrigung und Verachtung auf der anderen Seite auseinander. Im Leben trifft das alle Frauen. Ueber die scheinbare, durchaus erlogene Verehrung, die sie bei wirklicher Rechtlosigkeit geniessen, ist oft genug gesprochen worden. In den oberen Klassen ist die ganze Erziehung von jenem blutlosen Ideal bestimmt. Natürlich nur äusserlich, nebenbei werden dem Mädchen genug, wenn nicht vernünftige, so doch geschäftliche Grundsätze eingeprägt. Jenes Ideal aber verlangt vor allem, dass das Weib den Schein erwecke, als ob alle Sexualität für sie nicht existierte! Ist das nicht der Gipfelpunkt menschlichen

Unsinns? Wozu hat die ehrliche Natur zwei Geschlechter geschaffen?*)

Und gerade weil ein offenes und reines Erkennen des eigenen Wesens ihnen versagt ist, kommt ihnen auf hässlichen Schleichwegen des Wissens genug — ein verzerrtes Wissen ohne Ehrfurcht, und durch das künstliche Geheimnis entsteht ein unnatürlicher und gefährlicher Reizzustand. Die, deren Natur die reinste ist, werden später furchtbaren Kämpfen entgegengehen — Kämpfen, die ihnen durch eine klügere Erziehung oft genug hätten erspart werden können; und früher oder später werden auch sie zu Kompromissen der Resignation und der Verzweiflung getrieben.

Aber nicht nur das Leben der Einzelnen, das ganze Geschlecht ist in zwei Gruppen geteilt, die es bei den Männern nicht giebt — in „Anständige" und „Verworfene", in solche, von denen man spricht, und die, von denen man nicht spricht, die aber von den „vernünftigen" Leuten für genau so unentbehrlich gehalten werden, die die Basis von Schmutz und Verderbnis bilden, auf der unsere „sittliche" Gesellschaftsordnung errichtet ist. Frei-

*) So weit es sich dabei um eine Decenz des guten Stiles handelt, die für den Mann ganz gleicherweise gilt, soll nicht dagegen gesprochen werden! Nichts liegt mir ferner als eine Apologie hässlicher Derbheiten. Nur müsste jenes Schweigen in einem Gefühl von Schönheit und Intimität, in der Ehrfurcht vor der tiefen Bedeutung der Liebe begründet sein und nicht in einer Scham, die eine uneingestandene Lüsternheit bedeckt.

lich, die beiden Welten, das weiss jeder, sind nicht so strenge getrennt, denn die Männer haben ja alle eine „Vergangenheit" oder auch eine Gegenwart, und durch die konstante illegitime Verschwägerung, über die Multatuli so hübsch geschrieben hat, sind alle die vornehmen und sittenstrengen Männer und Frauen des oberen Kreises mit jenen elenden und verachteten Geschöpfen, alle, alle mehr oder minder intim verknüpft — oder verwandt, um es gerade heraus zu sagen — illegitim natürlich!

„Gott schuf sie — und sie sind eure Schwestern, euresgleichen — ob ihr es nun wollt oder nicht," ruft Tolstoi. Er spricht als Christ. Aber wem wird es einfallen, solche Worte ernst zu nehmen? — W i r wollen diese Geschwisterlichkeit, die ja ein reines Hohnwort ist, wie die „Liberté, Egalité et Fraternité" auf den französischen Staatsnoten, lieber beiseite lassen. Aber wir können ruhig sagen: Die Prostitution ist einer der verlässlichsten Exponenten eurer Kultur, diese Geschöpfe zeigen die Höhe eurer sittlichen Entwicklung an, sie sind die lebendigen Zeugen und Verräter eures Liebeslebens, sie sind die Illustrationen eurer eigenen Geheimgeschichte. Und wenn ihr die elenden, geschminkten, totenähnlichen Gesichter in den Strassen eurer Grossstädte seht, so seht ihr eben in diesen Fratzen die Kehrseite eurer „Sittlichkeit" im Spiegel!

Und das wird nicht anders werden, solange es nicht für ein schändliches Verbrechen angesehen wird, einen Menschen zum blossen Werkzeug momentaner Lustbefriedigung her-

abzuwürdigen, ein viel abscheulicheres Verbrechen, als die Sklaverei, die Herabwürdigung des Menschen zum blossen Arbeitswerkzeug, die unsere modernen Gesetze mit Kerkerstrafen bedrohten. Frauen und Mädchen aber, — ich rede nicht von den einzelnen reiferen, kühneren, sondern von der grossen Menge — leben diesen Zuständen gegenüber, die ihnen unerträglich sein müssten, in einer merkwürdigen Gefühlsverwirrung, — in einem Zustand, der aus Abscheu, verschwiegenem Dulden und oft genug eigener innerer Verderbnis zusammengesetzt ist, einem Zustand, der gleichsam eine Entartungserscheinung infolge der durch Generationen fortgesetzten verkehrten Erziehung und Behandlung ist.

Es ist nicht meine Absicht, hier den Inhalt des Carpenterschen Buches voraus zu erzählen. das gelesen werden soll; Menschen, die wissen, wie wir leben, und die bedenken, wie wir leben könnten, werden es nur mit Erschütterung lesen können.

Was besonders anziehend darin erscheint, ist die Ruhe und der schöne Ernst der Darstellung — alle Aengstlichkeit, alle Apokryphität ist hier ausgeschlossen: so und nicht anders muss über das Thema geschrieben werden. Geradezu seherhaft erscheint manchmal der Einblick in die Geschichte des Menschenwesens, in die titanischen Kräfte, die in Zeugung und Werden, im Wandel der Geschlechter, in ihrer Leidenschaft und ihrem Leiden aus Urzeiten durch uns hindurch in allerfernste Nebelzeiten fortwirken. Dann die

ausserordentliche Erkenntnis des Geheimnisses der fortwährenden Transformation physischer Vorgänge in psychische, auf der die Möglichkeit reinerer Zustände eben beruht. Manche Bücher ähnlicher Art sind ja bereits geschrieben worden, meist ebenso vortrefflich in ihrem kritischen Teil, als hilflos und utopisch in den positiven Ausblicken in die Zukunft. Carpenter hingegen übersieht den Entwicklungsgang der Menschen mit ruhigem Blick,und in den Kapiteln, die der Zukunft gelten, giebt er die Schlüsse, die aus der Evolution, soweit wir sie bisher verfolgen können, sich unabweislich zu ergeben scheinen. Aus der fortwährend sich steigernden Individualisierung der Persönlichkeit bei ebenso fortwährend gesteigerter Socialisierung der ökonomischen Existenz scheint ihm eine reifere und klarere Monogamie, eine Ehe, die auf tiefsten Wesensverbindungen und nicht auf Formen und Geschäften beruhen wird, die Hoffnung der Zukunft. Nichts liegt ihm ferner als einen rohen Animalismus zu predigen, im Gegenteil „eine Art kraftvoller Enthaltsamkeit selbst zwischen Liebenden" scheint ihm die einzige Gewähr, dass das sinnlich-seelische Band ein reines und freudiges bleiben kann, eine höchste Lust, der alle Lüsternheit fern ist. Aber das muss in den Kapiteln „Die Ehe — ein Blick in die Zukunft" und „Die freie Gesellschaft" gelesen werden. Freilich ohne gleichzeitige ökonomische und sociale Umwälzungen, ohne die Befreiung und Erhöhung des Menschen an

sich, ohne eine vollständige Veränderung des rechtlichen und moralischen Verhältnisses zwischen den Geschlechtern, ist jene Zukunft nicht erreichbar. Edward Carpenter ist ein Socialist — ein englischer Socialist, dem alle socialdemokratische Orthodoxie fremd ist. Aber der Gedanke Mesnils, dass die ökonomische Umwälzung allein nicht genügen wird, liegt unausgesprochen auch diesem Buche zu Grunde.

Die Frage scheint mir heute vor allem eine Erziehungsfrage. Ich will die Ketzerei aussprechen, — die übrigens bereits William Morris ausgesprochen hat, — dass auch auf dem ökonomischen Gebiet nur die Erziehung eine Umwälzung vorbereiten und herbeiführen kann. Unsere ganze Erziehung, die ganze Aufgabe für den einzelnen wie für die ganze Menschheit muss sein: aus allen Kräften, die uns gegeben sind, Motoren zu machen und zwar Motoren zu unserer eigenen Erhebung und zur Erziehung eines Geschlechts grosser und vollkommener Menschen. Alle Kräfte, die uns gegeben sind, können wir missbrauchen oder verwerten, verkümmern oder entwickeln, und wir werden das immer in dem Mass und in dem Sinne thun, in dem wir ihren möglichen Wert zu betrachten gewohnt sind. Allen Erscheinungen und Mächten der Erde gegenüber, Talent und Schönheit, Reichtum und Wissen, ja unsern Fehlern und

Mängeln, sowie dem ganzen Komplex, den wir unser Ich, unsere Persönlichkeit nennen, sind wir in der gleichen Lage: wir werden mehr oder minder das mit ihnen thun, das aus ihnen machen, wozu wir uns berufen und verpflichtet glauben, wozu starke psychische Eindrücke uns treiben, das heisst vor allem, wozu wir erzogen sind. Nicht, dass ich glauben würde, dass die Erziehung den Einzelnen wesentlich ändern könnte, aber die Erziehung der Generationen hat eine ungeheure Macht. Und auch die Erziehung des Einzelnen kann seinen Anlagen zum mindesten den Weg weisen — und die heutige Erziehung weist ihnen auf diesem Gebiete den schlechtesten Weg oder gar keinen, was meist dasselbe bedeutet. Die Macht der Erziehung, — ich verstehe darunter die ganze Beeinflussung — wird ebenso oft im ganzen unterschätzt, wie sie in Details überschätzt wird. Tradition und Erziehung haben uns die elendesten Popanze aufgezwungen und uns Vergewaltigungen unseres eigenen Wesens aus Eitelkeit und Konventionalität möglich gemacht, dass zu einem sittlichen und vernünftigen Leben kaum mehr Anstrengung und Selbstüberwindung nötig sein kann. Wir müssen von Jugend auf gelehrt werden — freilich widerspricht das dem ganzen System unserer Erziehung — alle unsere Kräfte zu entwickeln und auf hohe Ziele zu richten.*)

*) Die Entwicklung der Kräfte verlangt — wenn auch in plumpen, ungeschickten, oft schädlich verkehrten Methoden — bereits die gegenwärtige Er-

Das gilt ebensowohl für die Kräfte unserer Muskeln, wie für die unseres Hirns, wie vor allem für die unserer Sexualität, die vielleicht die wichtigsten sind, weil auf ihnen die Zukunft des ganzen Geschlechts beruht. Wir wissen das sehr wohl, und in manchen Büchern, meist apokryphen Publikationen hygienischer Natur, wird es in bald dumpfer und verschämter, bald in viel zu rüder Weise ausgesprochen — aber sehr selten sagt es der Vater seinen Söhnen und die Mutter ihren Töchtern. Denn sie sind selbst zu unrein oder zu verkehrt erzogen, um es ohne Scham sagen zu können! Und sie begehen lieber das furchtbare Verbrechen an den eigenen Kindern und überlassen die Belehrung über das Lebensgebiet, das für die Entwicklung seiner körperlichen und sittlichen Persönlichkeit das wichtigste ist, das ihm, wie sie wohl wissen, die tiefsten Aufregungen, die schwersten Konflikte bringen wird, das die intimste Beziehung, in die er zu anderen Menschen jemals treten kann, enthält, das die Basis der so oft heuchlerisch als „heilig", als Fundament aller sittlichen Ordnung bezeichneten Familie

---

ziehung, aber die hohen Ziele fehlen. Sie stehen wohl in den Lesebüchern und werden gelegentlich vorgesagt, aber Kinder und Eltern, Lehrer und Schüler wissen, dass das Humbug ist, und dass Geschäft und Karriere und hinter den Coulissen Befriedigung der Sinne und der Eitelkeit die wahren Ziele sind, die oft genug offen als solche gelehrt werden. Unser gegenwärtiges Erziehungssystem ist ein solches der Entidealisierung und der Herabdrückung des moralischen Niveaus der bestveranlagten Kinder.

ist — die Belehrung und Erziehung darin überlassen sie unbedenklich dem Zufall, und nicht nur dem Zufall, sondern wie sie wohl wissen, den schmutzigsten Einflüssen, den Gesprächen der Dienstleute und verderbter Mitschüler — und die ersten Liebeserfahrungen des Sohnes und künftigen Vaters überlassen sie dem Umgang mit den unreinsten und erniedrigtesten Geschöpfen. Und so wird das Gebiet seines Wesens, das für ihn das ernsteste, heiligste, unbefleckteste sein sollte — zum schmutzigsten und besudelsten Winkel seines körperlichen und seelischen Lebens. Das sind die Folgen von Anschauungen, wie Tolstoi sie lehrt: denn was man immer wieder für unrein und schändlich erklärt — das wird mit unfehlbarer Sicherheit früher oder später unrein und schändlich werden. Gerade weil die Macht des Geschlechtstriebes eine so ungeheure ist, gerade weil er uns beständig so eigentümlichen Täuschungen und Selbsttäuschungen aussetzt, gerade weil er gleichzeitig eine solche Kraft und eine solche Gefahr ist, gerade darum muss er, wie jede ungeheure Kraft, mit besonderer Vernunft und Sorgfalt geleitet und erzogen werden — und nicht feig ignoriert und in den Schmutz getrieben, wie heute. Vieler Worte wird es nicht bedürfen. Nur der Geist muss ein anderer werden. Solange die Anschauung vorherrscht, die das sexuelle Leben als etwas Niedriges betrachtet — solange werden die jungen Leute im Zwiespalt zwischen der unwiderstehlichen Lust und den empfangenen Lehren immer wieder zu elender

Lüge, zu äusserlicher Decenz neben innerer Verderbtheit getrieben werden. Wenn sie aber gelehrt worden sind, ihre Sexualität als ein kostbares Werkzeug der eigenen Vollendung und der Vervollkommnung des ganzen Geschlechts anzusehen, dann wird ihr ganzes Streben danach gerichtet sein, und dann wird es ihnen auch erst möglich sein, ein reines und kraftvolles Leben zu führen. Alle Kämpfe werden ihnen nicht erspart sein, aber es werden Kämpfe sein, die in einem ganz anderen Geist gekämpft werden. Das zum mindesten haben wir gesehen, dass das gegenwärtige System keine guten Früchte getragen hat. Nicht durch Selbsterniedrigung, nur durch eine höhere Selbstachtung kann der Mensch vorwärts gebracht werden.

Unsere Aufgabe ist, unser Leben so reich und wertvoll als möglich zu gestalten. Wir haben nun einmal nichts anderes. Die tiefe cynische Skepsis, die sich seit Jahrhunderten eines grossen Teils der Menschen und vielfach der begabtesten bemächtigt hat, ist zuletzt nur ein Ausdruck der Leidensempfindung, die die Menschen beherrscht — jeder wirklich bittere Spott ist immer ein Ausdruck der Verzweiflung. Aber diese Skepsis, der wir ihren Erkenntniswert nicht absprechen wollen, hilft uns nicht: denn sie nimmt uns das Leben nicht, sie entwertet es nur. Und die Dinge sind nichts, sie sind das, als was wir sie anschauen.

Der ganze Kulturweg des Menschengeschlechts besteht in einer steigenden Veredelung und Erhöhung seines Daseins

— ohne den Boden der Kraft, der animalischen Gesundheit, darüber zu verlieren. Es ist die Goethesche Spirale — der Rückkehr zum früheren Zustand auf einem höheren Plan. Tausend bedeutende Lichter und Erkenntnisse haben wir allen Gebieten unseres Lebens abzugewinnen, die herrlichsten geistigen Früchte, Kunstwerke und wunderbare, aus all diesen Elementen zusammengesetzte Lebenswerte von allen Zweigen zu pflücken verstanden. Freilich bisher nur in den feinsten, besten und stärksten Individuen unserer Gattung. Welchen Reichtum, welche intimen Genüsse, welches Funkeln von Geist und Anmut wissen begabte und erzogene, sympathisch aufeinander gestimmte Menschen aus dem blossen Gespräch und Verkehr zu gewinnen, was für Werte haben wir durch die Kunst sowie durch sittliche Grösse des Ertragens und Ueberwindens dem Unglück selbst, der Tragik unserer Existenz, abgewonnen! Und wenn wir die Liebespoesie aller Völker betrachten, wenn wir bedenken, in welcher innigen Beziehung das Geschlechtsleben und die psychischen Erregungen, die es mit sich bringt, mit aller Kunst, ja mit den meisten Schaffensgebieten des Menschen steht, so dürfen wir nicht sagen, dass wir es bloss erniedrigt haben. Aber wir haben uns diese Quelle gleichsam selbst vergiftet. Wie gross die Gefühls- und Begriffsverwirrung ist, die die ganze Menschheit ergriffen und durchsetzt hat, und welche erstaunlichen Widersprüche sie möglich macht, scheint sich mir in nichts so deutlich zu offenbaren, wie in

der Thatsache, dass allgemein und überall das Verhältnis zwischen Mutter und Kind, Vater und Kind, Bruder und Schwester, als etwas besonders Heiliges, Reines und Ehrwürdiges ansehen, der Vorgang aber, durch den diese Verhältnisse entstehen, ohne den sie unmöglich wären, als etwas Unreines betrachtet wird. Wie viel reiner und höher erscheinen uns die alten gottesdienstlichen Riten, in denen die Zeugung verherrlicht wurde! Wir werden zu jener wahren Sakramentalität zurückkehren müssen, wenn auch als reifere Menschen und mit veränderter Auffassung, mit einer tieferen Erkenntnis der geistigen Elemente der Liebe, die jenen untergegangenen dem Faun näherstehenden Rassen nicht zugänglich war. Darüber hat Carpenter in dem Kapitel „Die freie Gesellschaft" sehr schön geschrieben.

Was bisher nur Vereinzelten gelang, muss einer immer grösseren Zahl möglich werden. Alle Dinge, die als unsere Feinde erscheinen, die uns belasten, die uns herabziehen, alle können richtig angeschaut, verwertet, Kräfte zu unserer Förderung werden. Sowie wir gelernt haben, die wildesten Kräfte der Natur, Feuer und Flut, Elektrizität und Dampf, die uns alle bedrohten, aus Feinden zu Dienern zu machen, nicht anders müssen wir es mit den Kräften unseres Leibes und unserer Seele machen. Das war das grosse, sittliche Geheimnis des Christentums, dass es aus Leid und Wunden, aus Niederlagen und Entwürdigungen, aus all den Zuständen, die die Antike

verabscheute, sittliche Förderung zu ziehen vermochte, dass es die ideellen Energien, die in diesen Lebenselementen verborgen lagen, zu wecken und zu moralischen Kräften zu machen wusste. Und so ward der gefolterte und verachtete Sklave zum triumphierenden und verklärten Heiligen. Wir müssen noch viel weiter gehen. Wir müssen alle Einseitigkeiten der antiken wie der mittelalterlichen Weltanschauung abstreifen. Jede hat uns eine Entwicklungsrichtung, eine Steigerungsfähigkeit des menschlichen Wesens kennen gelehrt — das für uns E i n e s ist. Uns leuchtet eine neue geistig-irdische Vollkommenheit entgegen, — ein neues Ideal, das unsere Dichtung bereits hie und da zu offenbaren und darzustellen versucht. Und unsere Zeit, die begonnen hat, es zu erkennen, muss auch den Anfang dazu machen, es zu verwirklichen.

K. F.

Die Geschlechtsliebe

Das Geschlechtsleben des Menschen ist ein Thema, über das zu schreiben schwierig ist. Die Natur selbst hat uns ohne Zweifel eine gewisse Verschwiegenheit und Zurückhaltung auf diesem Gebiete auferlegt. Ein gut Teil davon ist freilich Prüderie. Der Geschlechtstrieb nimmt, ohne dass von ihm gesprochen würde, einen so grossen Raum im Gedanken- und Gefühlsleben der Menschen ein, und die Worte, die über das Thema zur Verfügung stehen, sind so spärlich und so wenig entsprechend, dass alles, was darüber gesagt wird, dem Missverständnis ausgesetzt ist. Aus den einfachsten Bemerkungen werden die ungehörigsten Folgerungen gezogen und überall Zweideutigkeiten gewittert; die wohlüberlegteste und bedingteste Verfechtung der Freiheit

wird als Empfehlung ungezügelter bandenloser Lust ausgelegt; und die Perspektive des litterarischen Ausdrucks wird gänzlich verkehrt.

Die übliche Weise, an die Fragen des sexuellen Lebens heranzutreten, ist thatsächlilch so, als ob von einem geheimnisvollen Fetisch die Rede wäre. Und das darf uns nicht einmal in Erstaunen setzen, wenn wir bedenken, welch eine ungeheure Rolle das Geschlecht im Weltleben spielt, wie tief es seit den ältesten Zeiten nicht nur mit den persönlichen Trieben und Entschlüssen der Menschen, sondern auch mit ihren religiösen Empfindungen und Riten verwoben ist.

Nächst dem Hunger ist der Geschlechtstrieb zweifellos das primitivste und gebieterischeste unserer Bedürfnisse. Aber im civilisierten Leben kommt der Geschlechtstrieb wahrscheinlich noch viel mehr zum Bewusstsein als der Hunger. Denn die Nahrungsbedürfnisse der Menschen werden in den neueren Gesellschaftsstadien verhältnismässig befriedigt, während die geschlechtlichen Begierden im Gegenteil durch Gesetz und Sitte zurück-

gedrängt und an der Befriedigung gehindert werden — und eben darum das Gedankenleben um so intensiver in Anspruch nehmen.

Das Wesen dieser Begierden zu verstehen, für ihre Aeusserung wie für ihre Beherrschung das Mass zu finden, ihre persönliche sowie ihre sociale Bedeutung zu erkennen, ist ein furchtbares Problem für jeden Jüngling wie für jedes Mädchen, für jeden Mann und für jedes Weib.

Es finden sich auch zweifellos in beiden Geschlechtern einige wenige Individuen, die die Leidenschaft kaum fühlen — die niemals „verliebt" waren und kein starkes geschlechtliches Verlangen empfinden — aber es sind ihrer nur wenige. Im Leben ist die Geschlechtsleidenschaft eine Sache der allgemeinsten Erfahrung; und im allgemeinen kann man es auch als durchaus wünschenswert bezeichnen, dass jeder Erwachsene ein gewisses Mass wirklicher Erfahrung darüber habe. Es mag Ausnahmen geben, aber der Instinkt ist wie gesagt ein so tief in der menschlichen Natur begründeter und so allgemeiner, dass sowohl zum Verständ-

nis des Lebens — des eigenen Lebens so wie des der Anderen und der gesamten menschlichen Natur — als auch für die rechte Entwicklung der persönlichen Fähigkeiten jedes einzelnen solche Erfahrung in der Regel unerlässlich ist.

Und hier möchte ich im Vorübergehen bemerken, dass in einem höher entwickelten socialen Zustand, wie die Zukunft ihn bringen wird, dieses Bedürfnis sicherlich anerkannt werden und — während an freiwilligem Cölibat keinerlei Stigma haften wird — der Zustand erzwungenen Cölibats, in dem heute eine sehr grosse Zahl von Frauen lebt, als ein nationales Unrecht angesehen werden wird, ein Unrecht, das fast ebenso schlimm ist wie die Prostitution — zu der es in gewissem Grad das Gegenstück oder vielmehr eine notwendige Begleiterscheinung bildet.

Die Natur allerdings — und mit diesem Ausdruck personificieren wir hier die mehr unbewussten, wenngleich durchaus menschlichen Instinkte und Kräfte — sorgt schon in ihrer Weise dafür, dass das Geschlecht nicht vernachlässigt werde. Sie hat ihre eigenen

Zwecke zu verfolgen, Zwecke, die in gewissem Sinn mit dem Individuum nichts zu thun haben, sondern der Erhaltung der ganzen Rasse gelten. Aber sie arbeitet gleichsam im rauhen Block, mit furchtbarem Zuge fährt sie über uns hin, ohne viel Rücksicht, ohne Anpassung an die in jüngerer Zeit entwickelten bewussteren und geistigeren Ideale der Menschheit. Der junge Mensch, den der Geschlechtstrieb und seine Leidenschaft heftig ergreift und beherrscht, sieht sich plötzlich titanischen Kräften gegenüber, den titanischen, aber unter dem Bewusstsein wirkenden Kräften seines eigenen Wesens. Er „liebt", er fühlt einen übermenschlichen Trieb, und das ist natürlich, denn er fühlt sich plötzlich eins mit kosmischen Energien und Essenzen, Gewalten, die die Zukunft der Rasse schaffen, und deren Wirkungen sich über ungeheure Strecken des Raumes und tausendjährige Zeitperioden dehnen. Er blickt in die Abgründe und Tiefen seines eigenen Wesens und zittert mit einer Art ehrfürchtigen Schauders vor diesen Enthüllungen. Und was er nun von sich selbst empfindet, das empfindet er

gleichermassen von der, die solche Leidenschaft in ihm erweckt hat. Die Blicke zweier Liebenden dringen tief unter die Oberfläche der Erscheinung, viele Zeitalter tief in die Gründe ihres Wesens ein und wecken Myriaden von Träumen längst verklungener Generationen auf.

Für einen Augenblick lässt er sich gehen, er frohlockt in dem Gefühl grenzenloser Kraft, das ihn erfüllt — er fährt dahin, wie ein Mensch von einem reissenden Strom hinabgerissen wird, viel zu berauscht von dem Jubel der Bewegung, um daran zu denken, wohin er fährt — aber im nächsten Augenblick entdeckt er, dass er in unmögliche Situationen gestürzt wird, Situationen, gegen die sein eigenes sittliches Bewusstsein, ebenso wie das in Gesetzen und Sitten verkörperte sittliche Bewusstsein der Gesellschaft sich sträuben. Und er entdeckt vielleicht, dass die Befriedigung seines stürmischen und gebieterischen Triebes unverträglich ist mit der Wohlfahrt des Weibes, das er liebt. Seine eigene Leidenschaft reckt sich vor ihm in die Höhe wie ein ungeschlachter Riese, den er oder die Rasse, zu der er

gehört, Menschenalter vorher geschaffen haben mögen, wie Frankenstein seinen gespenstigen Diener schuf — über den er aber jetzt Herr werden muss, wenn er es nicht über ihn werden soll; und so erwächst in ihm der furchtbarste Kampf — zwischen seinem in die fernste Urvergangenheit zurückgreifenden titanischen instinktiven, unter dem Bewusstsein schlummernden Wesen und zwischen seinem viel später entwickelten, mehr specifisch menschlichen und sittlichen Ich.

Während der Triumph der Geschlechtlichkeit die ganze Natur erfüllt und durchströmt, während die Blüten der Pflanzen ihre farbigen Sterne und Strahlen in einer wahren Ekstase der Zeugungslust zur Sonne kehren, während die Nüstern der Tiere sich dehnen, und ihre Leiber unter dem Sturm der Leidenschaft von einer stolzen und feurigen Schönheit belebt werden; während selbst der Mensch, der liebt, umgewandelt wird und in den grossen Herrlichkeiten der Berge und des Himmels etwas wahrnimmt, wozu er den Schlüssel früher nicht besass — fällt es uns dennoch auf, dass gerade beim

Menschen der magische Stab der Natur plötzlich zerbricht, und Zweifel, Spaltung und Kampf dort auftreten, wo eine Art unbewusster Harmonie gewaltet hatte.

Und der Grund hiervon ist nicht weit zu suchen. Denn als wir — ein oder zwei Seiten vorher — die geschlechtlichen Bedürfnisse der Menschen und ihre Nahrungsbedürfnisse miteinander verglichen, liessen wir einen grossen Unterschied unberücksichtigt, und zwar den, dass die Nahrung — der Gegenstand des Hungers — keine eigenen sittlichen Rechte hat und sich ohne Bedenken solcher Art aneignen lässt, (dies gilt natürlich nicht von animalischer Nahrung), während der Gegenstand des Geschlechtstriebes eine Persönlichkeit ist, die wir zu unserem eigenen Genuss und Vorteil nicht gebrauchen dürfen, ohne das Gesetz der Gleichheit in grässlicher Weise zu verletzten. In dem Augenblick, in welchem der Mensch sich halbwegs zum Bewusstsein dessen erhebt, dass alle anderen gerade solche Rechte haben, wie er selbst, in dem Augenblick stossen seine Liebes-

bedürfnisse auf dieses furchtbare Problem. Seine Bedürfnisse sind nicht geringer — vielleicht sogar grösser — geworden als vorher, aber eine tödliche Bestürzung ergreift ihn bei dem Gedanken, dass es etwas noch grösseres giebt, als sie, das ihnen entgegentritt.

Heine, glaube ich, sagt irgendwo, dass der Mensch, der unglücklich liebt, dennoch fühlt, dass er einem Gotte gleicht.*) Dann erst vielleicht, wenn der gewaltige Strom der sexuellen Liebe gehemmt wird und mit anderen Gebieten seines Wesens in Konflikt gerät, dann erst wird die ganze Natur des Menschen, sein sexuelles wie sein sittliches Wesen, unter dem furchtbaren Drang und der Qual bewusst und enthüllt in Flammen ihre göttliche Art. Das ist das Werk des Künstlers, der unsterbliche Seelen schafft und die natürliche Liebe zu einer weit vollkommeneren Liebe entwickelt. „In tutti gli amanti" sagt Giordano Bruno, „è questo fabro Vulcano", „In allen Lie-

*) Das Citat ist nicht ganz richtig. Heine sagt: Wer zum ersten Male liebt, sei's auch glücklos, ist ein Gott.

benden offenbart sich der Olympische Schmied".

Der Gegenstand dieses Kampfes oder zum mindesten dieser Differenzierung zwischen den sexuellen Instinkten des Menschen und seinen moralischen und socialen Instinkten ist es, der uns hier beschäftigt. Ich glaube, es ist ganz klar, dass, wenn das Thema der Geschlechtsliebe vernünftig erörtert werden soll, das heisst weder mit abergläubischer Scheu noch mit Cynismus, wir zugeben müssen, dass beides, sowohl die Befriedigung der Leidenschaft wie ihre Nichtbefriedigung, beides wünschenswert und schön sein kann. Beide haben ihre Folgen, und der Mensch ist berufen, die Früchte, die aus beiden Erfahrungen erwachsen, zu ernten.

Wir dürfen vielleicht sagen, dass im Menschen eine Art Umwandlung der Essenzen des Lebens beständig vor sich geht und allezeit vor sich gehen kann. Wollust und Liebe — die Aphrodite Pandemos und die Aphrodite Urania — können in geheimnisvoller Weise ineinander übergehen und für einander eintreten. Vielleicht sind die

körperlichen Liebesinstinkte und das ätherische menschliche Sehnen nach dem Einswerden der Persönlichkeiten im tiefsten und wesentlichen Eins und nur verschiedene Offenbarungsformen des gleichen kosmischen Vorgangs. Wie dem auch sein mag, es ist jedenfalls ziemlich klar, dass irgend eine tiefe Verwandtschaft zwischen beiden besteht. Die tägliche Erfahrung zeigt uns, dass die schrankenlose Befriedigung rein physischer Begierden den Menschen gleichsam bis zur seelischen Dürre erschöpft und ihn seiner höheren Liebeskräfte beraubt; während auf der anderen Seite, wenn die physische Befriedigung versagt bleibt, der Körper von den Wogen der Erregung überwältigt wird — manchmal in einem gesundheitsschädlichen und gefährlichen Grade. Und doch mag diese in Aufregungen beruhende Liebe, gerade weil ihre Aeusserung gehemmt oder beschränkt wird, sich zu Zeiten in das alles durchdringende feine Fluidum der geistigen Liebe verwandeln.

Mark Aurel citiert einen Ausspruch des Heraklit, nach welchem es der Tod der Erde sei, Wasser zu werden (die

Umwandlung des Festen ins Flüssige) und der Tod des Wassers die Verwandlung in Luft (Verdampfung), der Tod der Luft aber die Verwandlung in Feuer (Verbrennung). So giebt es im menschlichen Körper sinnliche Elemente, Gefühls-Elemente und geistige und noch andere Elemente, von denen man sagen mag, dass ihr Tod auf dem einen Felde nichts anderes als ihre Umwandlung und sodann ihre Wiedergeburt in anderen Regionen bedeute.

Es ist leicht zu erkennen, dass ich keineswegs die Ansicht vertrete, dass die niedrigeren, das heisst die mehr physischen Aeusserungen der Liebe etwa ertötet werden sollen, um die Entstehung ihrer geistigen und dauernderen Erscheinungsformen zu erzwingen. Die Natur, die langsame und allmähliche Entwicklungen liebt, duldet so gewaltsame Methoden nicht; ich will hier nur andeuten, dass wir Gründe haben, an die Umwandlungsfähigkeit der verschiedenen Formen der Leidenschaft zu glauben, dass wir Gründe haben, anzunehmen, dass die Aufopferung einer niedrigeren Phase des Gefühls manchmal die ein-

zige Bedingung ist, unter der eine höhere und dauerndere Phase erreicht werden kann, und dass darum die Zurückhaltung — die zu Zeiten absolut notwendig ist — ihre Vergeltungen und Entschädigungen mit sich bringt.

Jeder, der einmal erkannt hat, wie herrlich die Liebe in ihrem Wesen ist, und wie unzerstörbar sie ist, der wird kaum irgend etwas, das zu ihr führt, ein Opfer nennen; und der ist in der That ein Meister des Lebens, der die gröberen Begierden seines Leibes hinnimmt und, ohne sie abzuweisen oder zu verdammen, sie mit vollem Bewusstsein in die seltensten und duftendsten Blüten menschlicher Gefühle umzuwandeln weiss.

So lange diese Dinge nicht den Kindern und jungen Leuten offen — allerdings in verständiger und verständnisvoller Weise — mitgeteilt und klargelegt werden, so lange lässt sich nicht erwarten, dass etwas anderes als die äusserste sittliche Verwirrung und Unvernunft auf dem Gebiet des geschlechtlichen Lebens herrschen kann. Dass wir es zulassen, dass unsere

Kinder ihre Informationen über die heiligsten, tiefsten und für das Leben bedeutsamsten aller menschlichen Funktionen aus der Kloake gewinnen, dass wir zugeben, dass sie von den Lippen der Unwissenheit und des Lasters erfahren, was sie in reiner Art von den Lippen der Eltern hören sollten, das wird einmal unglaublich erscheinen und beweist sicherlich den tief eingewurzelten Unglauben und die Unreinheit unseres inneren Lebens. Und doch ist ein Kind, das im Alter der Pubertät steht, in dem sein tief verborgenes sexuelles Sein und sein Gefühlsleben sich eben entfalten, im höchsten Masse fähig, die Bedeutung des Geschlechts in der feinsten Weise zu empfinden, es von der liebevollsten und reinsten Seite zu verstehen — meist in viel höherem Masse, wie die Dinge heute liegen, als sein von der Welt befleckter Vater oder Erzieher; und es kann die Unterweisung, wenn sie mit Liebe und Verständnis gegeben wird, empfangen und verarbeiten, ohne dass sein Schamgefühl im geringsten erschüttert oder verwirrt werden müsste — jenes Schamgefühl, das eine so natürliche und wert-

volle Schutzwehr der frühen Jugend ist. Man müsste das Kind zuerst ganz offen über seinen körperlichen Zusammenhang mit seiner eigenen Mutter belehren, ihm sagen, wie lang es in ihrem Körper geruht, und welch ein tiefes und heiliges Liebesband Mutter und Kind infolgedessen verbinden; dann eine Zeit später müsste man ihm die Vaterschaft erklären, ihm sagen, wie die Liebe der Eltern füreinander der Entstehungsgrund seiner eigenen Existenz war: das sind ganz gewiss leichte und natürliche Dinge — zum mindesten für den jungen Geist — und sie erregen in ihm kein Erstaunen und keinerlei Gefühle des Unpassenden, sondern nur Dankbarkeit und eine Art zärtlichen Erstaunens.*) Dann später, wenn die speciellen sexuellen Bedürfnisse und Sehnsüchte sich entwickeln, müsste man Knaben und Mädchen über die weiteren Details unterrichten, und sie über die Hut und das richtige Verhalten in Bezug auf ihre eigene Sexualität aufklären, sie auf die Bedeutung und die Gefahren einsamer schädlicher Gewohn-

*) S. Anhang.

heiten aufmerksam machen, wo solche bestehen; und ihnen ernst sagen, dass Selbstbeherrschung notwendig und jeder Geschlechtsverkehr ohne persönliche Neigung niedrig ist; und ohne ein unnötige Askese zu predigen, müsste man ihnen zeigen, dass die physischen Begierden sich in psychische Neigungen ableiten lassen und welch ein grosser Gewinn damit erreicht werden kann. All dies sind Dinge, die die jungen Leute beiderlei Geschlechts, wenn sie nicht geradezu elend veranlagt sind, leicht zu verstehen und zu würdigen im stande sind, und die für sie von unschätzbarem Wert sind, die ihnen Jahre an Kämpfen in den ekeln Sümpfen des Lebens und die Vergeudung kostbarer Lebenskraft ersparen können. Dann endlich, wenn die sittliche Reife erlangt ist, müsste man sie die Hoheit menschlich reiner Beziehungen erkennen lehren — nicht etwa das Ersticken des sinnlichen Verlangens, sondern die richtige Verwertung dieses Agens im Menschenleben, indem es stets dem Wohl und der Wonne des anderen zu dienen bestimmt wird. So wird das menschliche und

menschenwürdige Element der Liebe entwickelt, bis das Haschen einer unfrohen Lust, das keine Rücksicht auf den nimmt, von dem sie gegeben oder vielmehr genommen wird, oder die Hingabe des eigenen Leibes aus irgend einem anderen Grunde, als aus tiefster Liebe, so erzogenen Menschen unmöglich wird.

Dann aber ist zwischen Liebenden eine Art kraftvoller Enthaltsamkeit sehr zu empfehlen — aus allen Gründen, besonders aber darum, weil es ihre Freude und ihr Wohlgefallen aneinander aus der Region der Eintagsdinge — die sich nur zu bald in öde Gleichgültigkeit und Uebersättigung wandeln — in die Region dauernder Werte erhebt, sie jedenfalls dem ewigen Reiche um einen Schritt näher bringt. Wie berauschend, wie durchdringend — gleich dem köstlichsten Wein — ist die Liebe, in der die Sexualität durch die Magie des Willens in geistige Bande und in Bande seelischen Empfindens umgewandelt ist! Und welch ein Verlust vom blossen Standpunkt der Klugheit und der Oekonomie der Lust ist ihre ungezügelte Vergeudung in physischem

Genuss! Nichts ist so zu fürchten im Schicksal jedes Liebespaares als gerade das — die Vergröberung und Herabwürdigung ihrer Liebe*): das ist der Felsen, an dem so viele Ehen scheitern.

Alles physische Verlangen ist von einem Element der Illusion umgeben, ähnlich der, deren Opfer das Kind wird, das eine schöne Blume, die es erblickt, augenblicklich ergreift und in wenigen Sekunden die Form und den Duft zerstört, die es anzogen. Nur der erlangt die volle Herrlichkeit, der sich ein wenig zurückhält, und nur der besitzt in Wahrheit, der stets bereit ist, im Notfall nicht zu besitzen.

Auf der anderen Seite müssen wir uns davor hüten, zu glauben, dass die sinnlichen Begierden von Natur aus unrein, ja dass sie an ihrer Stelle anders, denn wunderbar und wünschenswert wären. Jeder Versuch, sie absolut zu verleugnen oder zu verachten, den Individuen oder ganze Völkerschaften durch längere Zeit fortsetzten, hat nie zu etwas anderem geführt, als zu einer Entkräftung des Menschentums, der

*) S. Anhang.

natürlichen Folge der Verweigerung seines Entwicklungsmaterials. Und sehr oft führte der Versuch sich selbst ad absurdum, indem er zu Excessen als Reaktionserscheinungen trieb. Es darf nie vergessen werden, dass die physische Basis unser ganzes Leben hindurch von der höchsten Bedeutung bleibt, und dass sie die Nahrungsstoffe und das Material liefert, ohne das die höheren Kräfte nicht existieren, zum mindesten sich nicht gehörig offenbaren können. Intimitäten, die lediglich auf geistige und sittliche Verwandtschaft gegründet werden, sind selten tief und von langer Dauer; wenn die physische Grundlage nicht in irgend einer Art vorhanden ist, sterben solche Beziehungen leicht hin, wie schlecht gewurzelte Pflanzen. In vielen Fällen, — besonders bei Frauen — bleibt das Wesen des Menschen unverständlich, oder wird niemals wirklich offenbart, so lange nicht die sexuelle Empfindung — wenn auch noch so leicht — berührt und erweckt wird. Ausserdem müssen wir bedenken, dass, wenn zwischen zwei Menschen eine vollkommene Intimität bestehen soll, der Natur der Sache nach ihre

Körper einander nicht versagt bleiben dürfen. Die körperliche Intimität und Zärtlichkeit muss nicht das sein, was sie zusammenführt; aber wenn sie versagt wird, so wird diese Versagung jedes Gefühl von Ruhe und Zutrauen ausschliessen und die ganze Verbindung zu einer ruhelosen, vagen, unvollendeten und unbefriedigten machen.

Im Lichte dieser Ausführungen wird man erkennen, dass, was man Askese und was man Sittenlosigkeit nennt, in der That nur zwei Seiten ein und derselben Tafel sind. So lange das Streben nach blosser Lustbefriedigung stark und ungehemmt besteht, solange wird auch der entgegengesetzte Trieb zur Askese sich behaupten — und mit Recht, denn sonst würden wir gar bald auf phaetontischer Bahn kopfüber dahinschiessen. Die Askese hat ihren guten Zweck — wie der Sinn des Wortes selbst andeutet — als U e b u n g ; aber sie darf nicht als ein erstrebenswertes Ziel an sich angesehen und erhoben werden, denn das ist ein gerade so schlimmer Fehler wie der Sturz ins entgegengesetzte Extrem. Freilich, wenn das Wohlsein und das Glück des Geliebt-

ten wirklich das hauptsächliche Ziel wäre, das wir im Auge haben, wenn wir lieben, dann würde es uns an Gelegenheit zur Selbstbeherrschung nicht fehlen, und eine unnatürliche Askese wäre überflüssig. Wir harren alle der Zeit, in der der feindliche Kampf zwischen diesen zwei Seiten der unvollkommenen Menschennatur in der echten und vollkommenen Liebe Frieden finden wird; gegenwärtig aber und solange diese Zeit nicht gekommen ist, ist dieser Kampf zweifellos eine der einschneidendsten Thatsachen unserer Erfahrung, eine Thatsache, der man nicht ausweichen, vor der man nicht die Augen schliessen darf, der man im Gegenteil kühn ins Antlitz schauen muss. Denn sie ist beinahe an sich eine sexuelle Erscheinung, ein sexueller Akt, durch den die menschliche Natur gleichsam entzweigerissen wird; und hie und da mag es sich ereignen, dass gerade durch diesen Riss, der sein Menschentum spaltet, ein neuer unsterblicher Mensch geboren wird.

Die Geschlechtslust ist in manchem Sinn typisch für jede Lust und ihr Schicksal. Das Gefühl der Unbefriedigung,

das ihr so oft folgt, ist das gleiche, das jeder Lust folgt, die begehrt und gesucht wird und nicht ungesucht kommt. Diese Unbefriedigung liegt nicht im Wesen der Lust sondern im Wesen des Verlangens, des Suchens. So oft es nach äusseren Dingen trachtet, täuscht das „Ich" (das ja in Wirklichkeit alles in sich schliesst und keines Dinges bedarf) sich selbst, verlässt sein wahres Heim, zerreisst sein eigenes Wesen und giebt einen Riss oder eine Lücke in seinem eigenen Sein zu. Das ist vermutlich auch der Ursprung und die Bedeutung des Wortes „Sünde": die Spaltung, die „Sonderung" des eigenen Wesens, und der Schmerz, der damit verbunden ist. Sie beruht ganz und gar im A u f s u c h e n dieser äusseren Dinge und Wonnen, nicht — tausendmal sei es gesagt — in den äusseren Dingen und Wonnen selbst. Sie sind alle durchaus schön und der Gnade voll; so stehen sie in ungezählten Reihen um den Thron und bringen ihre Huldigung dar — unser ist es, sie zu empfangen. Aber dass wir ausgehen und ihnen nachjagen, dass wir uns selbst zwieteilen und zerreissen lassen durch den Reiz, den sie

auf uns üben, das ist eine Verkehrung der göttlichen Ordnung.

Zu diesem Abfall von unserem wahren Ich verführt und versucht uns nichts so sehr wie die Geschlechtslust — sie ist der Typus der Maya, der Illusion, die die Welt umhüllt; und doch wandelt sich die Schönheit des Geliebten und der ganze Wonneschauer der körperlichen Vereinigung in Staub und Asche, wenn sie um den Preis der Verunreinigung und der Illoyalität auf höheren Gebieten erkauft werden, — der Illoyalität, die auch eine solche gegen den Menschen ist, dessen irdische Liebe begehrt wird. Denn im Menschen lebt etwas, das höherer und dauernderer Natur ist, und das, sobald er in den Wirbelstürmen körperlicher Lust dahintreibt, furchtbare Qualen erleidet, im Augenblick wo es erkennt, dass es ja eigentlich etwas ganz anderes als diese physischen Empfindungen begehrt hat! Dann kommt der Kampf um die Wiedergewinnung des verlorenen Paradieses, die furchtbaren Anstrengungen, beide Naturen in sich zu versöhnen, ein Kampf, durch welchen das Centrum des Bewusstseins mählich von dem vergäng-

licheren Teil unseres Wesens in den beständigeren versetzt wird, während dem sterblichen und wandelbaren sein gebührender Platz in den Aussenräumen und Vorhöfen des Tempels zugewiesen wird.

Die Lust müsste als eine natürliche (und in der That unvermeidliche) Begleiterscheinung des Lebens auftreten, als etwas, das ungesucht kommt, und dem wir uns mit einem unbefangenen Glauben hingeben, das aber niemals als ein Ziel an sich begehrt werden darf. Aus der Verkehrung dieses Gebots ist die Unreinheit der Sinne entsprungen. Das Geschlechtsleben unserer Tage ist unrein bis ins innerste, soweit das Gebiet der civilisierten Völker reicht. Ueberall und überall ist es vom Gedanken der Lust, des Vergnügens befleckt und zugedeckt wie von einer Schlammschicht. Nicht aus hoher Freude, nicht aus Wonne und Uebermass der Lebenslust, nicht als stolzes Verlangen nach der Zeugung herrlicher Kinder, nicht als Symbol und Ausdruck der tiefsten Seelenverbindung tritt es auf — sondern zur Befriedigung eines Bedürfnisses! Darum verleugnen wir

es in unseren Gedanken und decken es zu mit falscher Scham und cynischem Unglauben, — denn wir wissen wohl, dass es eine schändliche Lüge ist, einen socialen Akt eines privaten Interesses wegen zu vollziehen. Darum verhüllen wir unseren Leib in einer Art religiöser Scheu mit erstickenden Kleidern und wahren ihn vor dem Ansturm des grossen reinigenden Lebens der Natur, darum ist er mit Unreinheit und Krankheiten behaftet und ein Gegenstand kitzelnder Gedanken und einer raffinierten und überreizten Lüsternheit, wie er sie nackt nie erwecken würde. Die Haut wird krankhaft und verdorben und nimmt eine tote bleiweisse Farbe an, die sonderbar genug für schöner erklärt wird, als das reiche rosige Braun, das an den den Strahlen minder ausgesetzten Stellen zarter und lichter wird, und das unser Leib annehmen würde, wenn er durch den täglichen Gruss der Sonne und des Windes gestählt würde. Die geschlechtlichen Umarmungen selbst empfangen nur selten die Segnung der grossen Mutter Natur, in deren Gegenwart allein, unter der flammenden Sonne oder unter dem hohen

Zeltdach der Gestirne, umflutet von der düftedurchwogten Luft, ihr Sinn völlig verstanden werden kann: sondern sie finden in mit schmutzigen Möbeln vollgestopften Höhlen statt und werden mit allem, was unschön ist, in Verbindung gebracht.

Selbst die Litteratur, von der man hätte erwarten können, dass sie einen würdigen Ausdruck für solch einen Gegenstand bewahren würde, spiegelt durch ihr Schweigen oder durch ihre Lüsternheit nur zu deutlich den herrschenden Geist des Unglaubens wieder. Wenn wir gesunde, gläubige, starke und ruhevolle Worte darüber finden wollen, müssen wir durch die ganzen Sümpfe und Moore civilisierten Geschreibes zurückwaten und mühsam durch ihre öden Wüsten ostwärts bis zum ersten Dämmern der arischen Rassen wandern.

In einer der Upanischaden der heiligen Vedischen Bücher (dem Brihadaranyaka Upanischad) findet sich eine schöne Stelle, in der der Mann, der einen edeln Sohn zu zeugen begehrt, belehrt wird, welche Gebete er den Göttern darbringen muss, wenn er sein

Weib umarmt. In ursprünglichen, einfältigen und ruhevollen Worten wird ihm gesagt, wie er in solchen Augenblicken zu den verschiedenen göttlichen Mächten, die das Schaffen der Natur leiten, zu flehen habe: zu Wischnu, dass er den Leib der künftigen Mutter bereite, zu Prajápati, dass sie über den Einfluss des Samens wache, und zu den anderen Göttern, dass sie die Frucht wohl nähren mögen u. s. f. Nichts — ich urteile nach der einzigen Uebersetzung, die ich gefunden, einer lateinischen — nichts könnte ruhiger, reiner, einfältiger und frömmer sein, und es wäre besser, wenn solche Lehren noch heute bewahrt und befolgt würden. Aber heute sind wir so weit herabgekommen, dass ein Mann wie Max Müller in seiner Uebersetzung der heiligen Bücher des Ostens sich nicht dazu verstehen konnte, diese und einige wenige ähnliche Stellen ins Englische zu übersetzen, sondern sie im ursprünglichen Sanskrittext giebt! Man hätte denken sollen, dass als Professor der Universität zu Oxford, doch wohl sans peur et sans reproche, und in seinem Beruf damit beschäftigt, eine Ueber-

setzung dieser Bücher für Lernbegierige zu schaffen, es seine Pflicht gewesen wäre und sein Entzücken hätte sein sollen, gerade solche Stellen wie diese lesbar zu machen, die die reine und fromme Empfindungsweise der Frühzeit in so vollkommener Weise wiedergeben, — es wäre denn, dass auch er diese Empfindungsweise für unrein und unfromm hielt; dann hätten wir in der That ein Mass für den Tiefstand der öffentlichen Anschauung, die seinen Geist so lenken konnte. Was die einzige deutsche Uebersetzung des Upanischad angeht, die ich finde, so versagt sie an denselben Stellen in derselben schwächlichen Weise, und wiederholt ihr „nicht wiederzugeben", „nicht wiederzugeben" wieder und wieder, bis wir zuletzt zum Schlusse kommen, dass der Uebersetzer recht hat, und dass solche Einfalt und Heiligkeit der Empfindung in unsrer korrupten Zeit nicht wiederzugeben ist.

Unsere allgemeinen Anschauungen, unsere Litteratur, unsere Gebräuche und Gesetze sind übersättigt mit der Vorstellung, dass das Geschlechtliche am Menschen unrein sei, und gestalten

auf diese Weise die Rückkehr zur Reinheit immer schwieriger. Unsere Kinder müssen, wie schon bemerkt, ihre Kenntnisse über dieses Gebiet aus der Gosse schöpfen. Kleine Knaben, die in der Umgebung unserer Städte baden, werden von stumpfsinnigen Polizeimännern verjagt, die der Anblick eines nackten Körpers, und wäre es selbst eines Kindes, zum Rasen bringt. Jüngst mussten in einer unserer nördlichen Städte Männer und Knaben, die in einem öffentlichen und vom Stadtrat zu diesem Zweck bestimmten Teich baden sollten, obgleich sie verpflichtet waren, einen Schurz zu tragen, bis 9 Uhr abends warten, ehe man ihnen gestattete, ins Wasser zu steigen, aus Furcht, Frau Sittsam könnte ein Stücklein ihrer Leiber erblicken! und was Mädchen und Frauen betrifft, so ist ihre Hilflosigkeit und Angst auf diesem Gebiet ein sehr ernster Missstand, der von schweren Folgen begleitet ist.

Solange dieses schmutzige und unheimliche Empfinden gegenüber dem menschlichen Leibe nicht aufhört, solange ist keine Hoffnung auf ein einigermassen freies und schönes öffentliches

Leben möglich. Zugleich mit der Reform und Wiedergeburt unserer socialen Ideen wird auch die ganze Auffassung der Geschlechtlichkeit des Menschen als einer Sache, die man zu verhüllen und deren man sich zu schämen habe, als einer unreinen Schacherware — wie sie es heute ist — anders werden müssen. Jene unschätzbare Freiheit und der Stolz, die die Basis aller wahren Mannheit und Weiblichkeit sind, werden auch diese intimste aller Beziehungen durchdringen müssen, um sie frei und rein zu erhalten — rein von dem verdammten Schachergeist, der alles Menschliche kauft und verkauft, und von der religiösen Heuchelei, die bedeckt und verbirgt; und eine gesunde Freude am eignen Körper und all seinen natürlichen Funktionen, seine Ausbildung und ein entschlossener Wille, ihn rein und schön, offen, gesund und frei zu erhalten, wird ein wichtiger und anerkannter Teil des nationalen Lebens werden müssen.

Möglich und sogar wahrscheinlich ist, dass mit der steigenden Intensität der Gemeinsamkeit des Lebens und der Interessen, mit der erhöhten Fähigkeit

wahrer Kameradschaft und der Abnahme selbstsüchtiger Sorge und Aengstlichkeit die Wichtigkeit des sexuellen Aktes an sich immer mehr schwinden wird, bis er nichts als eben ein sehr specialisierter Faktor in der Gesamtfülle menschlicher Liebe wird. Es ist ja ganz sicher, dass, wenn die Vereinigung zweier Menschen in liebevollem Zusammenleben vollständig verwirklicht ist, das Bedürfnis der thatsächlichen körperlichen Vermählung viel von seinem Drange verliert, und es ist unschwer zu erkennen, dass in unserem gegenwärtigen socialen Leben der Mangel an jener lieberfüllten Lebensgemeinschaft — nach dem Gesetz der Umwandlung der Empfindungen — die stärkste Ursache für die Heftigkeit und Extravaganz niedrigerer Leidenschaften bildet. Aber wie immer die Dinge mit der weiteren Entwickelung der Menschen sich umgestalten mögen, daran kann kein Zweifel sein, dass vor allem anderen die geschlechtlichen Beziehungen der Menschen von der Vorstellung der Unreinheit befreit werden müssen, die heute an ihnen haftet, und wiederum wie einst mit einer Art reli-

giöser Weihe umkleidet werden müssen: Das aber verlangt, wie ich bereits gesagt, ein freies Volk von Menschen, die stolz sind auf die Selbstbestimmung und Gotterfülltheit ihres Lebens und die Schönheit und Unverhülltheit ihrer Körper.

Die Geschlechtlichkeit ist die Allegorie der Liebe in der Körperwelt. Das verleiht ihr eine so ungeheure Macht. Das Ziel der Liebe ist Nichtdifferenzierung — absolutes Einswerden des Seins; aber absolutes Einswerden kann nur im Centrum des Daseins gefunden werden. Darum hat der, der einen anderen in Wahrheit gefunden hat, nicht nur diesen anderen und in diesem anderen sich selbst gefunden, sondern auch einen Dritten — der im Centrum aller Existenz weilt und den plastischen Stoff des Weltalls in einer flachen Hand hält und der Schöpfer aller sinnlich wahrnehmbaren Formen ist.

So ist auch das Ziel des Geschlechtstriebes Einswerden und Nichtdifferenzierung im Körperlichen — und im Augenblick, wo die Vereinigung vollzogen ist, tritt das Schaffen ein und die Zeugung sinnlich wahrnehmbarer

Formen — im plastischen Stoff der geschlechtlichen Elemente.

In der tierischen und niedrigeren Welt — und wo immer die Kreatur unfähig vollkommener Liebe ist (die sie in der That in einen Gott verwandeln kann) — da erreicht die Natur das Nächstbeste durch die rein physischen Instinkte: das heisst, sie bewirkt die körperliche Vereinigung und erzeugt durch sie ein neues Geschöpf, das schon infolge seines Zeugungsprozesses dem Weltgeist und der Verwirklichung des ersehnten Zieles um einen Schritt näher kommt. Nichtsdestoweniger muss in dem Augenblick, wo jene andere Liebe und alles, was in ihrem Gefolge erscheint, sich verwirklicht, die natürliche geschlechtliche Liebe zurücktreten und etwas Sekundäres werden — denn der Liebende muss auf seinen Füssen stehen und nicht auf dem Kopf — sonst sind entsetzliche Verwirrungen und Aeonen füllende Qualen die Folge.

All dies zusammenfassend, glaube ich sagen zu können, dass das primäre Ziel der Geschlechtlichkeit die Verbindung, das Einswerden, ist, und zwar die körperliche Vermählung als die

Allegorie und der Ausdruck der wahren Vermählung, während die Zeugung ein sekundäres Ziel und Resultat dieser Vereinigung ist. Wenn wir zu den tiefsten materiellen Ausdrucksformen des Geschlechtslebens hinabsteigen — wie zu den protozoischen Zellen — so finden wir, dass sie, die Zellen, sich vereinigen, dass zwei Zellen zu einer einzigen werden, und dass als Resultat der Ernährung, die daraus folgt, diese gemeinsame Zelle nach einer gewissen Zeit (aber nicht immer!) durch Spaltung zu einer Anzahl nachkommenschaftlicher Zellen wird; und wenn wir auf der anderen Seite zum höchsten Ausdruck der Geschlechtlichkeit, den wir kennen, dem Gipfel der Liebe, emporsteigen, so finden wir, dass sie vornehmlich und wesentlich die Form eines Verlangens nach völliger Vereinigung und nur in weit geringerem Grade den eines Wunsches nach Fortpflanzung der Rasse annimmt.*)

*) Wenn wir die Vereinigung als das wesentliche festhalten, so können wir die ideale Geschlechtsliebe als ein Gefühl des Kontaktes ansehen, das Leib und Seele völlig durchdringt — während die Geschlechtsorgane nur eine Spezialisation dieser Vereinigungs-

Ich erwähne dies, weil es vermutlich einen bedeutenden Unterschied in unserer Auffassung und Würdigung des Geschlechtslebens macht, ob die eine Funktion oder die andere als die primäre angesehen wird. Unter ärztlichen und anderen Autoritäten scheint eine leichte Neigung zu bestehen, die wichtigen physischen Folgen und Reaktionen und selbst körperlichen Veränderungen, die der geschlechtliche Verkehr zweier Menschen zur Folge haben kann, zu übersehen und ihre Aufmerksamkeit allzu ausschliesslich auf die Frage der Zeugung und Schwangerschaft, auf alles, was mit dem kommenden Kinde zu thun hat, zu richten. In Wirklichkeit aber scheint es aus verschiedenen Gründen sehr wahrscheinlich*), dass die Spermatozoen durch die

---

möglichkeit in der äussersten Sphäre sind: und sowie die Vereinigung in der körperlichen Sphäre zur körperlichen Zeugung führt — so führt die Liebe als Vereinigung auf geistigem und psychischem Gebiet zu Zeugungen anderer Natur.

*) Dies sind 1. die merkwürdigen noch nicht aufgeklärten Erscheinungen der „Telegonie", die auch bei Tieren oft wahrgenommene Thatsache, dass die Kinder einer Mutter von einem zweiten Vater, dem ersten

Gewebe dringen und den ganzen Körper des Weibes beeinflussen, sowie dass der Mann winzige Zellen des weiblichen Körpers absorbiert, und sicherlich findet im allgemeinen auch ohne die thatsächliche Vollziehung des Geschlechtsakts ein Austausch vitaler und ätherischer Elemente statt, so dass man sagen kann, dass innerhalb jeder der beteiligten Personen durch den allgemeinen Einfluss, den sie aufeinander üben, ein Zeugungsprozess vor sich geht, der kaum minder bedeutsam ist, als jene mehr specialisierte Zeugung, die zur Fortpflanzung der Rasse führt.

Zuletzt aber, wenn wir das weite Gebiet des Liebeslebens als ein Ganzes betrachten, so stossen wir auf die gleichen Schwierigkeiten, die uns überall im modernen Leben begegnen — die ungeheuerliche Trennung eines Teils unseres Wesens vom andern: dass

---

Vater ähnlich sind. 2. Das wahrscheinliche Fortbestehen, wenn auch in modificierter Form des ursprünglichen engen Zusammenhangs (wie bei den Protozoen) zwischen Copulation und Ernährung. 3. Die grosse Aktivität und Bewegung der Spermatozoen selbst.

wir — zweifellos im notwendigen Verlauf der Evolution — uns gleichsam entzweigerissen haben, und „gut“ und „böse“, Himmel und Hölle, geistig und körperlich und andere gewaltsame Unterscheidungen den getrennten Teilen aufgezwungen haben. Wir haben vom Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen gegessen, und wir haben's zu büssen! Der Herr hat uns in der That aus dem Paradies hinausgetrieben, in das Gebiet jenes „fabro vulcano“, der mit furchtbaren Hammerschlägen die Erkenntnis, was gut und böse ist, wieder aus uns heraushämmern muss. Ich fühle, dass ich dem schönen Gotte eine Rechtfertigung dafür schulde, dass ich auch nur einen Augenblick daran denken konnte, seine Seele vom Leibe zu trennen und im Verlauf meiner Ausführungen so gesprochen habe, als ob diese künstlichen Unterscheidungen irgend ein ewiges Element in sich trügen! Wird der Mann oder das Weib oder das Geschlecht von Männern und Weibern denn niemals kommen, für die die Liebe in all ihren mannigfachen Aeusserungen ein vollkommenes Ganzes sein wird, rein und frei und natürlich von An-

beginn? die sie gesund und gerade auffassen werden, wie sie ist, ohne sie mit Anschauungen, die nichts mit ihr zu thun haben, zu beflecken und zu verkehren?

Der Mann — das unreife Geschlecht*)

*) Wenn auch vieles in diesem und einiges in späteren Aufsätzen specifisch englische Zustände behandelt, so vermag doch jeder zu erkennen, wie viel davon für kontinentale Verhältnisse von ebenso schneidender Richtigkeit ist. Anm. des Uebers.

Der Mann, — der gewöhnliche Mensch männlichen Geschlechts — ist ein sehr merkwürdiges Geschöpf. Während er mit seinem Mut, seiner Begabung und Unternehmungslust die Welt unterworfen hat, ist er in Liebessachen meist ein Kind. Die Leidenschaft wirft ihn umher und macht ihn zu ihrem Spielball — er reitet nicht auf dem Löwen, wie die Ariadne der Fabel!

Darin unterscheidet er sich bedeutend vom anderen Geschlecht, und der Unterschied zeigt sich in den frühesten Jahren der Kindheit. Während der Knabe auf seinem Schaukelpferd sitzt, hätschelt das Mädchen die Puppe. Zur Zeit, in der der heranwachsende Junge danach brennt, ein wirkliches Ross zu lenken und für die Macht der

Liebe eine ziemliche Verachtung empfindet, hat die „süsse Siebzehnjährige“ ihr Herz bereits mehrmals verloren und wiedergefunden und ist in allen Feinheiten des Gefühls erfahren.

Für den erwachsenen Mann bedeutet die Liebe nicht viel mehr als ein Spielzeug. Geschäfte, Politik, Kampf, Gelderwerb, künstlerisches Schaffen, konstruktive Technik sind sein wahrer und eigentlicher Beruf — die Liebesempfindungen sind seine Erholung, die Leidenschaft ein kleines Feuer, mit dem er spielt, und das hie und da aufflammt und ihn versengt. Dabei sind seine Liebesneigungen und seine Leidenschaften vermutlich in der Regel stärker als die des Weibes, aber er gelangt nie dahin, sie zu verstehen und ein Meister auf ihrem Gebiet zu sein. Mit dem Weibe ist es gerade umgekehrt.

Der Mann trabt auf seinem Steckenpferd — seinem Geschäft, seiner Carriere, seiner neuesten Erfindung oder was es sonst ist — durch die Welt und denkt gar nicht daran, dass ein Ding wie das Herz des Menschen eine ernsthafte Rolle in der Welt spielen sollte. Da plötzlich „verliebt“ er sich,

und nun zappelt und überschlägt er sich in der komischesten Weise, füllt die Luft mit seinem Geschrei, schlägt verzweifelt um sich, wie eine Fliege im Netz, und hat bei alledem nicht die geringste Ahnung, ob er in diese schwierige Situation hineingelockt worden ist oder freiwillig sich in sie begeben hat, und was er nun eigentlich will. Selbstmorde, gebrochene Herzen, Wehklagen, ein ganzes Panorama lyrischer Poesie und Kunst — sicherlich eine Fülle wunderbarer Schönheit — zeigt uns die Spuren des verheerenden Spiels, das der Liebesschmerz mit den Männern getrieben. Das Weib, das in dieselbe Lage gerät, heult und schreit nicht, begeht keinen Selbstmord oder sonst irgend etwas Extravagantes, sie bringt kein Gedicht oder Kunstwerk hervor, das des Erwähnens wert wäre, sondern geht einfach ihren Weg und leidet schweigend und gestaltet ihr Leben für diesen neuen Zustand um. Sie vergisst keinen Augenblick, dass die Liebe ihr einziger, ernster Beruf ist; aber auch keinen Augenblick lang giebt sie beim Verfolgen ihres Zieles „sich selbst auf" oder verliert den Kopf dabei.

Es war vielleicht eine Art Rache hierfür, dass der Mann das Weib durch so viele Jahrhunderte zu seiner Leibeigenen gemacht hat. Er fühlte, dass sie auf dem Gebiet der Liebe irgendwie über ihn zu herrschen wusste, und er rächte sich, in dem er auf anderen Gebieten seine überlegene physische Kraft und seine Macht über sie rücksichtslos ausnutzte; oder, was noch wahrscheinlicher ist, er dachte überhaupt nicht darüber nach, sondern liess sich einfach von der geschlechtlichen Leidenschaft — die so stark in ihm ist — dazu treiben, sich die Herrschaft über das Weib, nach dem er begehrte, anzueignen.

Denn die geschlechtliche Leidenschaft des Mannes ist zweifellos eine Macht — eine ungeheure, verhängnisvolle Macht, mit der man rechnen muss. Vielleicht sind — im allgemeinen gesprochen — alle Leidenschaften und Kräfte, Intellekt, Neigungen, Seelenerregungen, alle in Wirklichkeit beim Manne tiefer und gewaltiger als beim Weibe; mannigfacher, tiefer wurzelnd und breitere Bahnen, weitere Ziele suchend; aber das Weib hat den Vorteil, dass ihre Kräfte besser aneinander

gepasst, dass sie unter einander in Harmonie sind, während die seinen ohne gemeinsames Band, untereinander in beständigem Widerstreit sind. Das Mädchen wird früher grossjährig als der Knabe. Und das Reifwerden des Liebesvermögens, das alle Fähigkeiten des Menschen zur Harmonie bringt, kann beim Weibe verhältnismässig früh eintreten, während es beim Manne sich lange hinausschiebt und vielleicht nie vollkommen wird. Das Problem ist für ihn ein viel grösseres und komplizierteres und braucht viel mehr Zeit zur Lösung. Die Frauen verlieren darüber oft die Geduld mit den Männern, sie urteilen nach ihrer eigenen kleinen Herde und beachten nicht, was für gewaltige Scharen der Mann heimzutreiben und unter Dach zu bringen hat.

Wie dem nun sei, das wichtigste ist, dass der Mann mit seinen grossen ungeordneten Kräften in den verflossenen Jahrhunderten das Weib thatsächlich unterjocht und sich zum Herrn der Gesellschaft gemacht hat. Natürlich haben wir infolgedessen eine Gesellschaft, die nach seinem Ebenbilde geschaffen ist, eine Gesellschaft, die es in mecha-

nischen und geistigen Errungenschaften weit gebracht hat, in der gewaltige Leidenschaften und Gefühlselemente gären, aber alle in einem Wirbel von Streit und Verwirrung — eine Gesellschaft, die ganz und gar unausgereift ist, die sich nach der materiellen Seite grosser Erfolge rühmen mag, aber was die menschliche Seite, was ihr Gefühlsleben anbelangt, vollkommen Fiasko gemacht hat.

Dieses ungereifte halbausgebackene Wesen zeigt sich besonders deutlich in der Menschenklasse, die die moderne Welt organisiert, in den englischredenden Menschen aus wohlhabender Klasse.

Der Knabe beginnt seine Laufbahn in der öffentlichen Schule. Dort lernt er zwar nicht viel von seinen Lehrern; aber er treibt sich unter seinen Schulkameraden umher, bei Cricket, Football und athletischen Uebungen, und kommt mit ausserordentlichen organisatorischen Fähigkeiten und einem verhältnismässig festen und verlässlichen Griff für die praktischen und materiellen Gebiete des Lebens heraus — Eigenschaften von höchster Wichtigkeit, die den herr-

schenden englischen Klassen eine ähnliche Mission in der Welt geben, wie den Römern des alten Reiches. Auch ein gewisses nicht zu überschätzendes Mass von Schulbuben-Ehrenhaftigkeit und Anständigkeit wird ihm eingepaukt. Es ist eine sehr enge und konventionelle Vornehmheit, die sich im besten Fall bis zur Höhe der Selbstaufopferung und der Pflicht erhebt, aber nie bis zur Idee der Liebe. Gleichzeitig werden durch eine kräftige und reiche Kost und ein bequemes Leben seine funktionellen Energien und animalischen Triebe in hohem Grade angeregt.

Auf diese Art wird zweifellos ein glänzendes Material geschaffen, und wenn es nun wohl geformt, geknetet und gebrannt würde, so könnte eine sehr nützliche obere Kruste der Gesellschaft sich daraus entwickeln. Aber ach! es bleibt ein Teig, oder vielmehr es degeneriert nur zu oft zu einem höchst aufgeblasenen Teig. Nachdem er die Schule verlassen, lernt der Bursche nichts mehr zu. Er kriegt nun keine Pauke mehr. Er kommt — vom Geld seiner Eltern geschoben — mühelos auf die oberen Pfade der Welt —

Juristerei, Militär, Kirche, Civilverwaltung und Handel. Er hat keinen ernstlichen Kampf zu kämpfen, keine Anstrengungen zu machen, er sieht fast nichts vom wirklichen Leben; er hat eine gute Zeit, kann meist heiraten, wen er will, oder sich mit den Freuden des Junggesellenlebens trösten und verknöchert zuletzt in der Routine und den Konventionalitäten seines speciellen Berufes — ein Bild der Selbstzufriedenheit, gleich der eines käuenden Rindes. Warme Neigungen und zärtliche Empfindungen, obwohl latent in ihm vorhanden, sind infolge der ungünstigen Bedingungen, die sein Leben bot, nie entwickelt worden; ihre Stelle wird vielmehr von einem öden Cynismus eingenommen. Der Geschlechtstrieb, der immer stark in ihm war, behält auch jetzt, in den Tagen seiner Abnahme, noch immer die erste Stelle, und da sich kein entsprechendes Gegengewicht für ihn im Erstarken der Sympathien gefunden hat, so muss der gereifte Mann die Hemmungen und höchsten Sanktionen in dem unreifen Codex seiner Schuljahre oder in den schalen konventionellen Anschauungen und Vorurtei-

len der Standesclique finden, der er angehört.

So kommt es, dass die Männer, die heute die Welt regieren, auf den wichtigsten Gebieten ganz unerwachsen geblieben sind: sie sind wirklich nie im vollen Sinn des Wortes grossjährig geworden. Gleich Ephraim sind sie „ein Kuchen, der nicht aufgegangen". Wo immer sie auftreten, im Haus der Lords oder der Gemeinen, im Civil- oder Militärdienst, als Advokaten, Geistliche oder Aerzte, als Richter auf dem Stuhle, Bischöfe, Männer, die in Indien gebieten und Südafrika ausbeuten, die Aktiengesellschaften in der City gründen, grosse industrielle Kartelle zusammenschweissen und für die Unterstützung eines Ministeriums Adelstitel erhalten: sie sind alle mehr oder minder gleich. Nimmt man ihnen die unterscheidenden Merkmale ihrer Clique und ihres Amtes, so findet man darunter den — Schuljungen. Vielleicht sogar weniger, denn die Schuljungen-Gesinnung, der Ehrencodex und die Lebensanschauung sind noch da, aber der Enthusiasmus und die grossen Hoffnungen, die sie erweckten, sind fort.

Der Gedanke kann einen manchmal rasend machen, dass die Geschicke der Welt, die Organisation der Gesellschaft, die wundervollen Aufgaben einer Staatskunst, die sein könnte, die gewaltigen Resultate des Handels und der Industrie, die Liebe der Frauen, das Leben der Verbrecher, das Schicksal wilder Völker in den Händen solch einer Schar von Erkenntnislosen sich befinden; Menschen, die so flach und blind sind, dass es sie nicht aufregt, die Strassen der Städte allnächtlich vollgedrängt von Prostituierten zu sehen und die Gärten am Tage von den halb leblosen Körpern der Unterstandslosen; Menschen, denen es ganz natürlich scheint, über die Leiber der Frauen fortzuhumpeln, wie unsere kommerziellen Institutionen die Leiber der Armen zermalmen, und unsere „imperialistischen" Unternehmungen über die Barbarenstämme hinstampfen, die durch Trunk und Teufelei vernichtet werden. Aber, „die Welt ist nun einmal so! es lässt sich nicht ändern", sagen sie. Da ist es sicherlich nicht zum Verwundern, wenn die kühneren unter den Weibern (die auf ihrem eigenen Wege

und durch viel Leid und Dunkel zur Erleuchtung gekommen sind) sich in Empörung zu erheben beginnen, und dass die Arbeiter, die da sehen, dass ihr Leben in den Händen solcher liegt, die nicht wissen, was das Leben ist, das gleiche thun.

Lassen wir nun die heutigen Menschen der Mittelklasse, die grossen Repräsentanten der modernen Civilisation und die triumphierenden Resultate so vieler Jahrhunderte des Fortschritts ihren Glanz geniessen — und wenden wir uns einen Augenblick der anderen grossen Klasse zu, die ausser ihr Bedeutung hat: den fähigeren und energischeren unter den manuellen Arbeitern.

Der Mann dieser Klasse bietet einen Typus, der dem anderen in vielen Beziehungen überlegen ist. Vor allem weiss er etwas davon, was das Leben bedeutet. Meist hat er von frühester Jugend an sich sein eigenes Brot schaffen müssen. Zum mindesten hat er in tausenderlei Weise seinen Eltern oder seinen Brüdern und Schwestern helfen müssen und so eine bedeutende Fähigkeit für Sympathie und Gemeinschaft ent-

wickelt,—was wir vom Schüler unserer feineren Schulen kaum sagen können, — während seine Arbeit, wie eng begrenzt sie auch sein mag, ihm ein gewisses bestimmtes Können und einen Griff fürs aktuelle und thatsächliche gegeben hat. Wenn, wie es heute bei hunderttausenden bereits der Fall ist, zu alledem noch ein wenig allgemeine Bildung hinzutritt, die durch Lektüre und Studium erworben ist, so muss das Resultat ein sehr beträchtliches werden. Mag es auch heute noch nicht zählen, morgen wird man mit ihm rechnen müssen.

Dagegen ermangelt diese Schicht in geradezu kläglicher Weise der Eigenschaft, die die andere vornehmlich auszeichnet: des organisatorischen Talents. Sobald man den Arbeiter vor seiner Arbeitsbank, auf der er sozusagen nie weiter als eine Nasenlänge vor sich hin zu schauen brauchte, wegnimmt und auf einen Platz stellt, auf dem er zu befehlen hat und eine Verantwortlichkeit übernimmt — ist er vollkommen im ungewissen Wasser. Entweder zeigt er sich hoffnungslos unfähig und unverlässlich oder er ist ein Kommisknopf und unerträglicher

Grobian; es fehlt ihm jeder Ueberblick, er reitet in absurder Weise auf bedeutungslosen Nebensächlichkeiten herum, während er die wichtigsten Dinge vernachlässigt; er ist fast gänzlich ausser stande, das Kommende zu erkennen und das Vergangene in Rechnung zu ziehen oder eine ganze Reihe von Umständen, Bedenken und Erkenntnissen in einem Brennpunkt der Entschliessung zusammenzufassen. In alledem ist er ein hilfloses Kind, ganz unfähig, für sich allein die Welt zu regieren.

Und in vielen Beziehungen sind das moderne Weib und der Arbeiter einander ähnlich. Beide sind seit unerdenklichen Zeiten unterdrückt und brutalisiert worden und beginnen heute, sich dagegen aufzulehnen, beide sind sehr verwendbar für Arbeiten, die durch die Routine vorgezeichnet oder bis ins einzelne bestimmt sind; beide sind schlechte Organisatoren; beide sind stärker in ihrem Gefühlsleben als in ihrem Intellekt; beiden schwebt das Ideal eines besseren Zustandes vor, und beide wissen noch nicht recht, wie es zu verwirklichen wäre. Vielleicht liegt für beide die beste Hoffnung darin, die

Männer der Mittelklasse zu gewinnen und von beiden Seiten zu bedrängen, bis sie die Welt in ihrem Sinne umorganisieren. Denn diese, die Männer der Mittelklasse, haben als solche kein Ideal, kein Ziel, keinen Enthusiasmus. Sie haben kein höheres Werk, zu dem sie sich getrieben fühlten, und dienen daher einfach als Werkzeuge für den kommerziellen Trieb der Zeit. Es ist geradezu kläglich, zu denken, dass ihre grossen organisatorischen Fähigkeiten — die genügen würden, die Welt in ein Heiliges Reich umzuwandeln — heute lediglich als Werkzeuge der Juden und Spekulanten dienen. Auf allen politischen Gebieten, im Parlament, in der militärischen, indischen, inneren und kolonialen Politik lässt sich der einstige Schuljunge von den Geldzusammenscharrern an der Nase führen und dient lediglich ihren Interessen und ahnt die halbe Zeit nicht einmal, dass er sich so an der Nase führen lässt.

Es müsste wohl die grösste Wohlthat und ein Segen für den Mann der mittleren Klassen sein, wenn man für ihn ein Ideal fände, für das er arbeiten könnte. Und sicherlich wäre es seine

einzig denkbare ernste Aufgabe, sich mit den beiden anderen grossen Schichten der modernen Völker — den Arbeitern und den Frauen — zu verbinden und sie zu organisieren. Ob er das erkennen wird, ist die Frage — aber käme es dahin, dann könnten sich in dieser Welt grosse Dinge ereignen.

Das Weib — das leibeigene Geschlecht

Der Mann unserer Zeit ist ein halbentwickeltes Wesen, und ein unreifer Mensch ist natürlich ein Tyrann. Und so ist es gekommen, dass die Herrschaft des Mannes in der Welt durch so viele Menschenalter die Leibeigenschaft des Weibes bedeutet hat.

Wenn wir weit in der Geschichte zurückgehen, bis zu einer Zeit, in der in den frühen Gesellschaftstadien die Idee einer Ungleichheit zwischen den Menschen noch kaum entstanden war, da scheint das Weib in ihrer Sphäre als die Gebärerin der Menschen und die einzige sichere Gewähr der Abstammung, als die Leiterin des Haushaltes, als Priesterin und Prophetin und als Teilnehmerin am Rate des Stammes ebenso mächtig gewesen zu sein, als der Mann in seiner Sphäre, und bisweilen noch

mächtiger. Aber seit jener Zeit und bis zum heutigen Tage — welche Jahrhunderte von Unterdrückung, Sklaverei, Stumpfheit und Unwissenheit sind da ihr Los gewesen!

Viele Gründe sprechen dafür, dass nichts anderes als die Gier nach privatem Eigentum die alte Schlange war, die am Fall unserer Voreltern schuld trug; denn als dieser Trieb — der Hauptsporn und Anreiz in der Entwicklung der modernen Civilisation — emporwuchs und sich wie ein Ansteckungskeim über die vorschreitenden Menschenrassen ausbreitete, da erhob der Mann den Anspruch, alles das sein Eigen zu nennen, worauf er seine Hand legen konnte, und kam zuletzt soweit, dass er seine Genossin, sein zweites Selbst knechtete und zu seinem Eigentume machte und sie so zu einem blossen Stück beweglicher Habe, zu einer Sklavin und zu einem Spielzeug heruntersetzte.

Es ist sicherlich bedeutsam und auffällig, dass — mit gelegentlichen Ausnahmen — die Zeiten der Herrschaft des Mannes Zeiten der Trauer

und Erniedrigung für das Weib gewesen sind. Wo wir auch hinblicken, nahm er immer mehr und immer unbefangener an, dass es ihre Aufgabe und Bestimmung sein müsste, für ihn zu leben und für ihn zu arbeiten; immer mehr schloss er sie von der Welt ab und sperrte sie in das Boudoir und in den Harem ein oder zwang sie zu niedriger Dienstarbeit am Herd; ihrem Geist und ihrem Körper zog er die engsten Grenzen; dabei beruft er sich unaufhörlich auf ihre Geschlechtlichkeit, betont dies beständig, als ob sie in der That nichts als ein Sexualitätswesen wäre; gerät aber in Wut, wenn ihre Gefühle seinem Verlangen nicht immer entsprechen; nimmt für sich männliche Ungebundenheit in Anspruch und rächt bei ihr die geringste Treulosigkeit damit, dass er sie ins verachtete Leben der Prostituierten hinausstösst; und lässt ihr solchermassen mehr und mehr nur eine einzige Wahl im Leben: frei zu bleiben, und dann entweder geschlechtslos zu leben oder in der Gosse zu sterben, oder für erlaubte Wollust, für ein gesichertes Dasein und einen guten Namen sich selbst, Seele und Leib, zu lebenslanger

Unterthänigkeit zu verkaufen. Und sie hat diese Situation allmählich als eine unvermeidliche hingenommen und sich mit traurigem Gesicht an ihre geduldige, klägliche Arbeit begeben, in die enge Sphäre und erbärmliche Kleinlichkeit des häuslichen Lebens und der häuslichen Arbeit; in Geduld und Selbstverleugnung, in wenig beachteter, wenig verstandener Zärtlichkeit und Liebe; oder sie hat sich zu einem lächerlich verzerrten Affengeschöpf von Modesucht und Frivolität entwickelt, um auf diese Weise ihren leeren Kopf zu beschäftigen und Wohlgefallen in den Augen ihres Herrn zu finden; während ihre wirklichen Impulse, ihr wahres Wesen, die Talente und der Genius, die ihr eigen sind, all die Zeit hindurch erstickten und verdorrten, ihr Hirn einschrumpfen musste und ihre ganze Weltanschauung durch Unwissenheit und Verlogenheit verkehrt wurde.

So oder ähnlich ist das Los des Weibes durch Jahrhunderte gewesen. Und wenn sie, wie der Mann, leichtbewaffnet für den Kampf des Lebens und ihre eigene Verteidigung geschaffen wäre, dann könnte man möglicherweise sagen,

es sei ihre eigene Schuld, dass sie all dies zuliess; wenn wir aber bedenken, dass sie all diese Zeit die grosse, sprachlose Last des Geschlechtes zu tragen hatte, dass sie die Wiege und Arche der Menschheit durch all die Zeitalter hindurch gewesen ist, dann verstehen wir vielleicht, was für eine Tragödie hier gespielt hat. Denn für den Mann ist die Erfüllung seines geschlechtlichen Berufes eine Befreiung und eine Steigerung des Lebens. Er geht seinen Weg weiter und denkt vergleichsweise nicht weiter darüber nach. Aber für das Weib ist sie der Gipfel des Lebens, ihre tiefe und geheime Mission, ihre Leistung für die Menschheit, eine Sache von unsagbarer Wichtigkeit und zugleich von unaussprechlicher Zartheit.

Männer vermögen natürlich nur schwer die Tiefe und Heiligkeit der Muttergefühle des Weibes zu verstehen, ihre Freuden und Hoffnungen, das Bleigewicht von Sorgen und Angst. Die schwere Last der Schwangerschaft, das Austragen des Kindes, die tiefe innere Angst und Verzagtheit, die beständige Furcht, dass etwas verfehlt werden könnte, das allmähliche Aufsaugen und

Hinüberziehen ihres Lebens in das Leben des Kindes, die steigende Unfähigkeit, an irgend etwas anderes zu denken, für irgend etwas anderes zu sorgen; ihre Bereitwilligkeit zu sterben, wenn nur das Kind glücklich zur Welt kommt: das alles sind Dinge, die ein Mann — es wäre denn ausnahmsweise durch die Intuition des Künstlers oder Dichters — nur ganz entfernt ahnen kann. Dann später die völlige Hingabe an das junge Leben oder gar, wenn es ihrer mehr werden, die jahrelange Arbeit und Sorge durch Tag und Nacht, in denen jeder Gedanke an das eigene Ich ausgelöscht ist, all die zarten Dienste, für die es keine Anerkennung oder Dank giebt, noch je geben wird — ausser in ferner Zukunft; die Aufopferung der persönlichen Interessen, der eigenen Entwicklung in dem immer enger werdenden Kreis häuslicher Pflichten, und zum Schlusse nur die traurige Verwunderung, das schmerzliche ungestillte Sehnen, wenn eins nach dem anderen, der heranwachsende Knabe oder das Mädchen, sich auf ihren eigenen Wege durch die Welt drängen und die Bande, die sie ans Haus fesseln,

und die Abhängigkeit vom Hause abstreifen und verleugnen und alle Stränge, die am Herzen hingen, ebenso entzweigeschnitten werden, wie die Nabelschnur einst zerschnitten werden musste. Für all diese Dinge kann das Weib vom anderen Geschlecht nur wenig Sympathie und Verständnis erwarten.

Aber der Umstand, dass der Mann sie nicht wahrnimmt, macht die Tragödie nicht geringer. Aus weiten Zeitfernen hinter uns, von den Stirnen griechischer Göttinnen und Sibyllen, nordischer und germanischer Seherinnen und Prophetinnen schauen über all diese armselige Civilisation hinweg die grossen ungebändigten Augen eines Weibes, wie es einst war, die gleichberechtigte, stolze Gefährtin des Mannes; und wir müssten in der traurigsten Hoffnungslosigkeit leben, sähen wir nicht bereits von Ost und West und Süd und Nord am Horizont aufleuchtend die antwortenden Mienen neukommender, werdender Frauen, die heute, da die Zeit der Sklaverei des Weibes zu schwinden beginnt, grüssende und erkennende Blicke nach ihren älteren

Schwestern durch die Zeitalter, die sie trennen, senden.

Sollte man nicht annehmen dürfen, dass trotz allem und unter all den Verlogenheiten unserer Zeit eine tiefe und dauernde wesentliche Relation zwischen den Geschlechtern besteht, die in der Natur begründet ist, und die sich unvermeidlich zuletzt wiederherstellen muss?

Den Schlüssel zu dieser Relation finden wir vielleicht in dem physiologischen Unterschied der Geschlechter. Die moderne Wissenschaft lehrt uns, dass im Weibe die fundamentaleren und primitiveren Nervencentren und das grosse sympathische und vasomotorische Nervensystem im allgemeinen mehr entwickelt sind als beim Manne, dass beim Weib der ganze Bau und das Leben des Organismus sich weit enger und sichtlicher um die sexuellen Funktionen konzentriert als beim Manne, und als allgemeine Regel scheint in der Entwicklung des Menschengeschlechts wie der niedereren Gattungen das Weib weniger Abweichungen ausgesetzt zu sein und konservativer und beständiger am Grundtypus der Rasse festzuhalten

als das männliche Geschöpf. Aus diesen physiologischen Unterschieden ergiebt sich naturgemäss, dass von beiden Geschlechtern das Weib das primitivere und intuitivere Geschöpf ist, und dass das Gefühlsleben bei ihm eine grössere Rolle spielt. Der Spielraum ihres Geistes mag nicht so umfassend und kosmisch sein, aber dafür liegen die grossen unbewussten Prozesse der Natur ihr irgendwie näher; für sie ist die Sexualität ein tiefer und heiliger Trieb, der eine natürliche Empfindung der Reinheit mit sich bringt; sie empfindet nur selten jenen Zwiespalt zwischen den Liebesgefühlen und dem sinnlichen Trieb, der bei den Männern so allgemein ist, und der sie zu einer Empfindung der Unreinheit in ihrem eigenen Wesen und zu Konflikten mit sich selbst führt; das Weib ist es, die dem Manne das Verständnis der Liebe vermittelt oder vermitteln sollte; sie müsste in allen sexuellen Dingen seine Führerin sein.

Und mehr noch: da sie den grossen Entwicklungslinien der Menschheit enger folgt und von den momentanen Strömungen des Tages weniger beein-

flusst und abgedrängt wird, da ihr Leben mit dem des Kindes verknüpft ist, und sie in manchem Sinn dem Kinde und dem Wilden näher steht; so strebt der Mann nach all seinen Querzügen und Wendungen im Geistigen und Physischen stets zu ihr zurückzukehren, als zu seiner ursprünglichen Heimat und Ruhestätte, um sein Gleichgewicht wiederherzustellen, das Centrum seines Lebens zu finden und neue Ströme der Energie und Inspiration für neue Eroberungen in der äusseren Welt zu schöpfen. „In den Weibern finden die Männer Geschöpfe, die sich noch nicht so weit wie sie vom typischen Leben der Erdenkreaturen entfernt haben; das Weib ist für den Mann die menschliche Verkörperung der ruhespendenden Empfänglichkeit der Natur." Für jeden Mann ist, wie Michelet es ausdrückte, das Weib, das er liebt, das, was die Erde ihrem sagenhaften Sohne war; er hat nur sich niederzuwerfen und ihre Brust zu küssen und ist neugestärkt.

Wenn es wahr ist, dass das Weib kraft natürlichen und physiologisch begründeten Rechtes in solch einem ursprünglichen Verhältnis zum Manne

steht, dann können wir auch erwarten, dass das richtige Verhältnis im Laufe der Zeit wieder klar und vernünftig erkannt und wiederhergestellt werden wird; obgleich daraus natürlich nicht folgt, dass ein auf physiologische Unterschiede begründetes Verhältnis ein absolut konstantes sein muss — weil diese Unterschiede selbst sich bis zu einem gewissen Grade verändern können. Dass bereits jetzt ein natürlicheres und vernünftigeres Verhältnis, als bisher, zwischen den Geschlechtern sich thatsächlich vorbereitet, daran kann wohl niemand, der die Zeichen der Zeit beobachtet, zweifeln. Für den Augenblick indessen und gleichsam in der Parenthese müssen wir, ehe wir in die Zukunft schauen, die gegenwärtige Stellung des Weibes, wie sie sich in unserer Civilisation gestaltet hat, ein wenig mehr im Detail betrachten. Nicht als ob diese Betrachtung anmutig und erfreulich wäre, aber wir können ihr vielleicht — wir hoffen es! — einige Winke für die Zukunft entnehmen.

Es war nicht ganz unnatürlich, dass des Mannes Gier nach Besitz, nach individuellem, privatem Eigentum in der

Knechtung des Weibes — als seines kostbarsten und geliebtesten Besitzes — auf die Spitze getrieben wurde. Aber die Folge dieser Absurdität war eine ganze Reihe weiterer Absurditäten. Zwischen unaufrichtiger Schmeichelei und Rosenwasserverehrung auf der einen und Leibeigenschaft und Vernachlässigung auf der anderen Seite wurde das Weib, wie Havelock Ellis sagt, als ein Zwittergeschöpf, halb Engel und halb Kretin, behandelt. Und im Verlauf der Zeit wurde sie durch Anpassung an diese Behandlung in der That etwas, das halb Engel und halb Kretin war, ein Konglomerat schwacher und schwammiger Gefühle, verbunden mit einem gänzlich unentwickelten Gehirn. Gleichzeitig verlor sie, da sie immer mehr und unaufhörlich auf das sexuelle und häusliche Leben beschränkt, darauf ausgebildet und specialisiert wurde, die Berührung mit der wirklichen Welt und wurde sozusagen zu einer besonderen, vom Manne verschiedenen Species entwickelt, so dass in den letzten Perioden der Kulturzeit Männer und Frauen, wenn nicht die geschlechtliche Anziehung sie zusammen-

führte, sich gewöhnten, in getrennten Scharen zusammenzukommen und eigene Sprachen zu sprechen, die für den anderen Teil kaum mehr verständlich sind. So sagt der Verfasser der „Frauenfrage“: „Ich gebe zu, dass hier wahrhaftig keine Veranlassung zu pharisäischem Selbstlob gegeben ist. Die johlende Masse der Männer am Rennplatz oder auf der Börse ist wahrlich ein hinreichend entwürdigender Anblick, und doch ist er kaum so schmerzlich, wie der Anblick, der unseren Augen jeden Nachmittag zwischen drei und vier in allen eleganten Strassen Londons zu teil wird: Hunderte von Frauen — leere Puppen — die mit äusserster Aufmerksamkeit in den Auslagefenstern nach verschiedentlichen Bändchen und Hütchen starren .... vielleicht ist kein Anblick so niederschlagend wie dieser, es wäre denn die Horde von Weibern, die dieselben Strassen zwischen zwölf und ein Uhr nachts belebt.“

Die „Dame“, die Haussklavin und die Prostituierte, das sind die drei wesentlichen Typen, zu der die Ereignisse, die hinter uns liegen, das Weib

in unserer Kulturwelt entwickelt haben — und es wäre schwer zu sagen, welche von diesen Dreien die Elendeste ist, welcher von ihnen das meiste Unrecht zugefügt wird, welche am weitesten von dem entfernt ist, was jedes wahre Weib in seinem Herzen zu sein wünschen muss.

Die „Dame" der Zeitperiode, die sich eben ihrem Ende zuzuneigen beginnt, ist in manchem Sinne das charakteristische Produkt einer Welt, die auf dem Handel beruht. Indem die Institution und die Idee des Privateigentums sich immer schärfer und intensiver entwickelte und sich mit der „Engel und Kretin"-Theorie verband, wurde das Weib — besonders natürlich in der besitzenden Klasse — mehr und mehr zu einem Emblem des Besitzes, zu einer blossen Puppe, einem leeren Idol, einem prahlerischen Zeichen des exklusiven Rechtes, das ein Mann auf ihre Sexualität hatte — bis sie zuletzt, da ihr nichtiger Glanz den Höhepunkt erreichte und ihr wirklicher Nutzen auf das geringste Mass sank, zur „vollkommenen Dame" ward. Aber möge jedes Weib, das sich mit Stolz in dem Bewusstsein

sonnt, dass sie dieses Ideal in ihrer Person verwirklicht hat, sich darauf besinnen, mit welchen Kosten sie es erkauft hat; und was ihr Gewinn wirklich bedeutet: die verhüllte Sklaverei und die verhüllte Verachtung.

Der Instinkt der persönlich hilfreichen Dienstleistung ist im Weibe so stark und bildet einen so tief wurzelnden Teil ihres Wesens, dass eine Behandlung als blosses Idol für die Verehrung und Dienstleistung anderer — insbesondere, wenn diese Verehrung und Dienstleistung nicht einmal aufrichtig gemeint sind — eine durchaus verderbliche Wirkung auf sie ausüben muss. Der Gedanke, dass es hunderttausende von Frauen giebt, Frauen mit Herzen und Händen, die zur Liebe und zu hilfreicher Arbeit geschaffen sind, die aber zur „Dame" erzogen werden und ihr Leben damit verbringen müssen, den blödsinnigen Plattheiten der Männer unserer mittleren Klassen zuzuhören und von für Lohn gekauften Weibern „bedient" zu werden, dieser Gedanke könnte einen schaudern machen. Der moderne „Herr" ist arg genug, aber die „Dame" der Bourgeoisie, die buchstäblich „ge-

kreuzigt wird zwischen Lächeln und Jammern", die zu einem Leben prostituiert wird, das sie im tiefsten Herzen hassen muss, einem Leben erbärmlicher Ideale, leerer Ehrbezeigungen und mit dem engsten Horizont — ist geradezu ein kläglicher Anblick.

In den feudalen Zeiten war die Halle, in der der Baron auf seinem Herrensitz sass, der Mittelpunkt des häuslichen Lebens; heute ist das Gemach, in dem die Dame herrscht, der Mittelpunkt. Der Salon*) ist das wichtigste Zimmer des Hauses geworden. Aber es liegt eine Nuance des Hohnes in jeder Huldigung, die der neuen Herrscherin dargebracht wird, und soweit sie wirklich herrscht, wird sehr bezweifelt, ob sie für diese Stellung reif sei. Der Gegensatz zwischen beiden Gesellschaften, der feudalen und der kommerziellen, ist durch diese Veränderung im Hause ganz gut symbolisiert. Die frühere Gesellschaft war rauh und brutal, aber gerade und voll grosser Züge; die heu-

*) „Drawing-room" hiess einst „withdrawing-room", der Raum zum Zurückziehen. Aber das „with" ist weggefallen.

tige ist glatt und zierlich, aber voll Kleinlichkeit und Finessen. Der Salon mit seinem schwächlichen Wesen, mit seinen Vorhängen und Drapierungen giebt unserem heutigen Leben den Ton. Aber wir schauen nach einer Zeit aus, wo auch dieser Raum aufhören wird, die Mitte, des Hauses zu sein, und ein anderer — vielleicht das grosse gemeinschaftliche Wohnzimmer — seinen Platz einnehmen wird.*)

Sowie wir unter ein gewisses Niveau der Gesellschaft hinabsteigen, und zwar unter das der speciell handeltreibenden Klassen, giebt es keine Salons mehr. Bei den arbeitenden Massen, für die das Weib im täglichen Leben von unentbehrlicher Wichtigkeit ist und nicht als ein Götze angesehen und aufbewahrt wird, giebt es auch keinen Raum, der speciell für die Huldigung bestimmt ist, die man ihr darbringt. Und hier findet

---

*) Bei uns ist die Differenzierung der Klassen noch nicht so weit entwickelt wie in England. In den breiten Schichten unseres Mittelstandes hat die Frau Arbeit genug und spielt doch die Dame, ist Götze und Magd zugleich, und gerade das macht die Verlogenheit ihrer Stellung noch lächerlicher und deutlicher. Anm. d. Uebers.

auch in ihrer äusseren nominellen Stellung eine auffällende Veränderung statt: während in den höheren Kreisen sie thront, und dienstbereite Wesen männlichen Geschlechtes eifrig bemüht sind, sie mit Thee und Brot und Butter zu versorgen, machen in den Häusern der ärmeren Schichten die Männer sich's bequem und die Weiber bedienen. Diese Sitte ist eben in einer natürlichen Arbeitsteilung begründet, nach welcher der Mann die Arbeit ausser dem Hause und das Weib die im Hause übernimmt, und man zeigt ihr, meiner Meinung nach, im ganzen genau so viel wirkliche Achtung wie im Salon.

Aber hier fällt die Unglückliche in die zweite Schlinge, die für sie gelegt ist, sie wird zur Magd und führt ein Leben, das zwar ein ehrlicheres und ernsteres ist, als das der „Dame", aber ein Leben elender Sklaverei. Nur wenige Männer erfassen oder bemühen sich zu erfassen, was für ein Leben das einer im Haushalt arbeitenden Frau ist. Sie sind gewohnt, nur ihre eigene Thätigkeit, von welcher Art sie auch sein mag, als „Arbeit" zu betrachten — vielleicht weil sie bezahlt wird — die der

Frau halten sie für eine Art Zeitvertreib. Sie vergessen, was für eine monotone Robot diese Arbeit im Hause eigentlich ist, und wie viel unaufhörliches Denken und Sorgen sie erfordert; sie vergessen, dass die Frau keinen Achtstundentag hat, dass ihre Arbeit unaufhörlich auf ihr lastet und auf sie wartet, bis tief in die Nacht, dass in einer ewigen Wiederkehr von armseligen Sorgen der Leib aufgerieben und der Geist verengert wird — dass es „ein zu Tode kratzen durch Ratten und Mäuse" bedeutet. Nicht nur, dass die Kultur und immer neue Erfindungen die Last des häuslichen Lebens höchst kompliziert gestalten, — das Schwerste ist, dass jede Hausfrau diese Last allein in einsamer Mühe zu tragen hat. Welch ein Anblick bietet sich uns, wenn wir in irgend einer unserer grossen Städte in die niedrigen Häuser und Mietwohnungen der endlosen Häuserreihen der Vorstadtstrassen treten und in jeder ein arbeitendes Weib finden, das da, allein, eingepfercht in halbdunklen Räumen, mit der Plage einer von allen anderen gesonderten Wirtschaft ringt — Mahlzeiten auszu-

denken und herzurichten hat, Brot zu backen, Kleider zu waschen und auszubessern, Kinder in Ordnung und den Mann bei guter Laune zu erhalten, das Haus zu kehren und abzustauben — sie selbst gehetzt und müde, von Wochenbetten und schlechter Luft geschwächt und entgeistert durch Mangel an Gesellschaft und Abwechslung — welch ein Leben! wie wertlos und wie öde!

Es bleibt den Frauen noch eine dritte Alternative, und es ist nicht zum Verwundern, dass es Frauen giebt, die mit vollem Bewusstsein ein Leben der Prostitution wählen, da sie nur auf diese Weise einer Sklavenexistenz, wie die Dame oder die Magd sie führen, entgehen zu können meinen. Aber welch eine Wahl! Auf der einen Seite der Käfig, auf der anderen die Freiheit! „Wie kann da ein Zweifel sein", wird der und jener sagen, „immer, sicherlich, ist die Freiheit besser!" Dann aber verstummt jeder. „Ah!" sagt die Gesellschaft und zeigt mit dem Finger, „aber das freie Weib!"

Und doch, wie kann das Weib je ihres Namens wert sein, je zu einem

menschlich vornehmen Dasein gelangen, wenn sie nicht frei ist?

Heute oder jedenfalls bis heute hatte — so wie der Lohnarbeiter keine Möglichkeit zu existieren hat, ausser durch den Verkauf seiner körperlichen Arbeit, — das Weib keine Möglichkeit zu leben, ausser durch die Hingabe ihrer körperlichen Geschlechtlichkeit. Es stand ihr frei, sie entweder an einen Mann auf Lebenszeit zu verkaufen: dafür wird ihr die Achtung der Gesellschaft und die lebenslange Fütterung im Käfig als Dame oder als Hausmagd; oder sie konnte sie allnächtlich verkaufen, ein „freies Weib" bleiben und dafür die lebenslange Verachtung der Welt und den sicheren Tod in der Gosse in Kauf nehmen. In jedem Fall muss sie — wenn sie überhaupt über sich nachdenkt — alle Selbstachtung einbüssen! Welch eine Wahl, welch eine entsetzliche Wahl! Und das ist das Schicksal des Weibes gewesen — wer sagt, wie lange?!

Das Weib ist herabgekommen, wie es bei solchen Zuständen nicht anders sein konnte, aber es ist kein Zweifel, der Mann ist gleichfalls gesunken.

Jedenfalls, nichts kann klarer sein als dies eine — und das sollte als die Basis jeder Erörterung des sexuellen Problems festgehalten werden: was dem einen Geschlecht schadet, das schädigt auch das andere. Und jeder Defekt, jede Einseitigkeit, die sich bei dem einen Geschlecht herausbildet, muss nach der Natur der Sache durch entsprechende Fehler und Einseitigkeiten des anderen aufgewogen werden. Die zwei Hälften des Menschengeschlechts sind komplementäre Ergänzungen, und nichts ist vergeblicher, als wenn eine sich auf Kosten der anderen zu verherrlichen sucht. Wie in Olive Schreiners „Allegorie des Weibes" („Drei Träume in der Wüste") sind Mann und Weib durch ein vitales Band aneinander gefesselt, und kein Teil kann ohne den anderen einen Schritt mehr vorwärts machen.

Wenn wir diese wechselseitigen Defekte (die zum grössten Teile durch das verfehlte Verhältnis, das Eigentumsverhältnis zwischen den Geschlechtern, anerzogen sind) charakterisieren sollten, könnten wir am ehesten Brutalität und Einbildung auf der einen und Falschheit und Raffiniertheit auf der

anderen Seite nennen. Der Mann als der Eigentümer neigt dazu, herrisch, anmassend, rücksichtslos und egoistisch zu werden, das Weib, das als Eigentum behandelt wird, wird sklavisch, listig und unehrlich.

Wir geben natürlich zu, dass bei umfassenden Generalisationen solcher Art eine beträchtliche Zahl von Ausnahmen möglich ist; aber im allgemeinen finden wir thatsächlich (zum mindesten auf den Britischen Inseln) bei den „Herren der Schöpfung" eine ganz wunderbare, himmlische Gleichgültigkeit gegen alles, was nicht zu ihren eigenen Angelegenheiten gehört, eine Gleichgültigkeit, die heute bereits so eingewurzelt, so konstitutionell geworden ist, dass sie in der Regel ganz unbewusst ist und als selbstverständlich und natürlich annimmt, dass das schwächere Geschlecht nur dazu da ist, um dem Hauptakteur im Drama des Lebens als Folie zu dienen. Dass diese Gleichgültigkeit von Zeit zu Zeit durch ein wenig Galanterie gemildert wird, das kann — wie man leicht denken mag — der Frau keinen starken Trost bringen, die bemerkt, dass diese Galanterie von nichts anderem als einem

vorübergehenden sexuellen Verlangen eingeflösst wird.

Aber sie selbst kam sehr rasch auch herunter getaumelt, und zwar taumelte und rollte sie bis zur Erkenntnis, dass, wenn sie ihren Herrn auch nicht mit Gewalt beugen kann, sie ihm doch mit List beizukommen vermag. Eine Finesse, die durch zahllose Generationen aufs äusserste entwickelt worden ist, verbunden mit einer geschickten Ausnutzung des Reizes, der ihrem Geschlecht eigen ist, hat ihr eine ausserordentliche Fähigkeit gegeben, ihre Zwecke zu erreichen, oft unter den schwierigsten Verhältnissen und ohne auch nur zu verraten, dass sie überhaupt ihre Hand im Spiele hat. Vielleicht ist die Kenntnis dieser Geschmeidigkeit ein Grund, weshalb Frauen so viel misstrauischer gegeneinander sind, als Männer. Ein Weib, das wahrhaft harmlos ist, ist eines der seltensten Geschöpfe Gottes, und wenn es dabei noch Intelligenz besitzt, so dass es durchaus nicht harmlos sein müsste, dann ist es eines der schönsten und bewundernswertesten.

Wenn wir tiefer schauen, unter jenen oberflächlichen Gegensatz, den ein un-

gesundes Verhältnis zwischen den Geschlechtern zweifellos geschaffen hat, dann können wir eben jene vitaleren und tiefer wurzelnden Differenzierungen zwischen beiden erkennen, von denen früher die Rede war.

Es ist ein allgemein angenommener Satz, dass das Weib intuitiver und der Mann logischer sei;*) und zweifellos scheint der männliche Geist mehr befähigt, mit Abstraktionen und Generalisationen zu arbeiten, während dem weiblichen das Persönliche, Detaillierte, Konkrete vertrauter ist. Und wenn dieser Unterschied auch zum Teil der künstlichen Beschränkung der Frau auf die häusliche Sphäre zuzuschreiben sein mag, so ist wahrscheinlich doch auch eine organische Verschiedenheit dabei im Spiele. Jedenfalls verdankt das Weib ihr einige ihrer besten Eigenschaften, eine rasche und unmittelbare Erkenntnis, ein schnelles Urteil über die Menschen, Takt, und eine Art künstlerischen Gefühls in der Ausgestaltung und Füh-

---

*) Physiologisch scheint eine grössere Reizbarkeit und Empfänglichkeit für Eindrücke beim Weibe deutlich nachweisbar zu sein.

rung ihres eigenen Lebens, so dass wir darin nicht alle die Fäden und heraushängenden Enden wahrnehmen, die in der Lebensführung des Mannes störend sichtbar werden. Während der Mann Böcke schiesst, mit sich selbst im Kampfe ist, zögert, zweifelt, erwägt und vergeblich versucht, die verschiedenen Elemente seines Wesens einander zu koordinieren, geht das Weib (unzweifelhaft meist in einer viel engeren Sphäre) gerade und ruhig auf ihr Ziel los. Ihre Handlungen zeichnen sich durch Anmut und eine gewisse Endgültigkeit aus; sie ist mehr mit sich selbst im Einklang, und sie hat den unschätzbaren Vorteil, dass ihre Welt die der Personen ist, — die so viel wichtiger und interessanter ist, als die der Sachen.

Auf der anderen Seite aber hat die mangelnde Fähigkeit, zu generalisieren, es den Frauen schwer gemacht (zum mindesten bis heute) aus einem kleinen Interessenkreise hervorzutreten und die Dinge vom Gesichtspunkt des öffentlichen Interesses und allgemeinen Wohls zu betrachten. Während ihre Sympathien für Individuen rasch und scharfsichtig sind, ist sie der vollen

Wertung allgemeiner und abstrakter Ideen, wie Wahrheit und Gerechtigkeit und ähnlicher, nur schwer zugänglich gewesen; und ihr Mangel an Logik hat es oft geradezu unmöglich gemacht, auf geistigem Weg auf sie zu wirken. Ein Mann, der auf dem unrichtigen Weg ist, lässt mit sich reden; aber wenn ein Weib solcher Art aus frevelhaften oder verderblichen Motiven handelt, dann giebt es kein Mittel, sie durch einen Appell an ihre Vernunft oder an ihren Sinn für Recht und Gerechtigkeit davon abzubringen — und wenn sie nicht durch die persönliche Macht eines entschlossenen stärkeren (männlichen) Willens gezwungen wird, dann wird ihre Bahn vermutlich eine böse Richtung nehmen.

Allgemein wird auch, wenn es sich um die Frage handelt, welche geistige und sittliche Unterschiede zwischen den Geschlechtern zu konstatieren sind, zugegeben werden, dass beim Mann die aktiven, beim Weibe die mehr passiven Eigenschaften entwickelter sind, und es ist auch ziemlich fraglos, dass diese Verschiedenheit nicht nur Jahrhunderten socialen Unrechts und der Eigentums-

Ehe zuzuschreiben ist, sondern in gewissem Grade tief in der Natur ihrer verschiedenen Geschlechtsfunktionen selbst wurzelt. Dass es also permanente komplementäre Unterschiede zwischen Mann und Weib giebt, Unterschiede, die ursprünglich wohl auf das Geschlecht zurückzuführen sind und von da ausgehend sich über das ganze physische, geistige und sittliche Wesen beider erstreckt haben, daran kann kein vernünftiger Mensch zweifeln. Aber diese Unterschiede sind während der ganzen Periode der Geschichte, soweit wir auf sie zurückblicken, in unvernünftiger Weise betont und übertrieben worden — bis zuletzt ein Maximum von Divergenz, ein Höhepunkt absoluten Nichtverstehens, erreicht worden ist. Aber dieser Punkt liegt nun bereits hinter uns.

Die Freiheit des Weibes

Aus allem bisher Gesagten geht klar hervor, dass das Weib heute nichts notwendiger braucht und auch nach nichts eifriger strebt als nach den Mitteln, sich unabhängig zu machen, und zwar fürs ganze Leben. Wenn ihre Stellung sich je ernstlich bessern soll, so muss sie dem Mann unter gleichen Bedingungen begegnen und als ein Wesen, das seinen Schwerpunkt in sich selbst hat, ihr natürliches Verhältnis zu ihm finden können, muss vor allem auch vollkommen frei über sich selbst und ihre Sexualität verfügen können, nicht wie heute gezwungen sein, über sich verfügen zu lassen wie eine Sklavin.

Ja, wenn der Mann ein ideales Wesen wäre, dann könnte seine Gefährtin allerdings einer rücksichtsvollen

Behandlung als gleichwertiges Geschöpf gewiss sein, ohne auf absoluter ökonomischer Unabhängigkeit bestehen zu müssen; da das nur zu offenbar nicht der Fall ist, so bleibt ihr heute nichts anderes übrig, als die Kriegsflagge der „Frauenrechte" zu entfalten, und wie öde und ermattend es auch sein mag, sie muss die ganze bittere Reihe von Kämpfen durchmachen, bis einst auf dem Boden eines besseren Verständnisses der Friede wieder geschlossen wird.

Aber nie darf vergessen werden, dass nur durch grosse sociale Veränderungen, die weit über die Sphäre der Frauen hinausreichen, die vollkommene Emancipation der letzteren zu stande kommen kann. Solange nicht das ganze kommerzielle System, auf dem das Leben der heutigen Menschen beruht, mit seinem Tausch und Kauf menschlicher Arbeit und menschlicher Liebe um des Gewinnes willen abgeschafft ist, und solange nicht ganz neue Ideale und Sitten das Leben beherrschen, solange werden die Frauen nicht wirklich frei werden. Darum müssen sie dessen eingedenk sein, dass

ihre Sache auch die des unterdrückten Arbeiters auf der ganzen Erde ist, und der Arbeiter darf nie vergessen, dass ihre Sache auch die seine ist.*)

Und zuletzt wird immer die Mutterschaft die grosse und unvergleichliche Aufgabe des Weibes bleiben, und eines Tages werden die Menschen einsehen, dass eine gesunde Mütterlichkeit eine der ersten Notwendigkeiten ist, für die in der Gemeinschaft Sorge getragen werden muss, und deren richtige Erfüllung, wenn sie auch nicht das einzige ist, was in Betracht kommt, bereits die höchste und weiteste Kultur in sich schliesst. Das wird manchen vielleicht so

*) Die vollkommene Freiheit des Weibes ist zuletzt nur auf der Basis einer kommunistischen Gesellschaftsordnung möglich, die allein ihr den Unterhalt während der Periode der Mutterschaft sichern kann, ohne sie zur Abhängigkeit von der Willkür eines Mannes zu zwingen. Wenn auch das gegenwärtige Streben der Frauen nach selbständigem Erwerb und ökonomischer Unabhängigkeit ein gesundes Zeichen und ein notwendiger Zug der Zeit ist, so ist doch klar, dass damit allein das Problem nicht gelöst sein kann, weil gerade während der schweren Zeit der Mutterschaft, in denen der Unterhalt am nötigsten ist, das Weib am wenigsten fähig ist, ihn selbst zu erwerben. (S. Anhang.)

selbstverständlich scheinen, dass sie sich darüber wundern werden, dass ich es hier ausspreche, aber wenn sie nur einen Blick auf die landläufigen Ideale rings um uns werfen, wenn sie sehen, was Whitman „die unglaublichen Schranken und Netze von Gedankenlosigkeit, Putzsucht und jeder Art dyspeptischer Blutleere", nennt, in denen die heutigen Frauen leben, wenn wir das absolute Fehlen aller Erziehung für Mutterschaft und die immer steigende physische Unfähigkeit für sie sehen, wenn wir sehen, dass die Frauen sogar diejenigen missbilligen, die die Probe zu leicht bestehen, dann erkennen wir erst, wie wenig die heutige Vorstellung von einer richtigen Lebensführung des Weibes mit der gesunden Erfüllung ihrer höchsten und vollkommensten Leistung zu thun hat. Ein Weib, das durchaus fähig ist, Kinder zu gebären, sie zu behüten und zu belehren, und starke und gesunde Bürger einer grossen Menschenwelt aus ihnen zu machen, ist der entfernteste und extremste Gegensatz zu dem taubenhaften Püppchen oder der demütigen Magd, die der Mann infolge einer Art falscher

irregeleiteter geschlechtlicher Zuchtwahl seit so vielen Jahrhunderten als sein Ideal angesehen und entwickelt hat.

Das Nervensystem und die Sexualität der heutigen Frauen sind in den reicheren Klassen durch ein Leben und durch Beschäftigungen ruiniert, die alle möglichen Reize mit sich bringen und das Gefühlsleben steigern, ohne jene Kraft und Kühnheit zu entwickeln, die nur aus einer geregelten und gesunden Thätigkeit entspringen; sie sind bei den Armen meist gleichfalls ruiniert durch übermässige Arbeit unter den für die Gesundheit ungünstigsten Bedingungen, so dass ein Weib, das wirklich und vollkommen Gattin und Mutter wäre, fast zu den unbekannten Dingen gehört. „Eine unvernünftige Erziehung, elende sociale Bedingungen (Nahrung, Wohnung, Beschäftigung) erzeugen" — ich citiere Bebel — „schwächliche blutarme Geschöpfe, die einfach unfähig sind, die Pflichten der Ehe zu erfüllen. Die Folgen sind Menstruationsleiden und Störungen in den verschiedenen Organen, die mit den sexuellen Funktionen in Zusammenhang stehen, Störungen, die die Mutterschaft gefährlich,

ja oft unmöglich machen. Statt einer gesunden, frohen Lebensgefährtin, einer tüchtigen Mutter, einer Gehilfin, die den Ansprüchen, die an ihre Thätigkeit gestellt werden, gerecht wird, hat der Gatte eine nervöse, reizbare Frau, die beständig in ärztlicher Behandlung steht und zu gebrechlich ist, um den geringsten Zug oder ein Geräusch zu ertragen."

Das moderne Weib erkennt sehr wohl, dass es keinen energischen Fortschritt für ihr Geschlecht geben kann, solange man dieser Frage nicht gerade und kühn ins Gesicht sieht, deren Lösung eine Lebensführung des Weibes verlangt und auch herbeiführen wird, die von der gegenwärtigen sehr verschieden sein wird. Sie bedarf eines Lebens, das weit mehr in der freien Luft verbracht wird, mit wirklichen körperlichen Uebungen, tüchtiger körperlicher Entwicklung, einem gewissen Mass regelmässiger physischer Arbeit, sie muss die Gesetze der Hygiene und Physiologie kennen, sie braucht einen viel weiteren geistigen Ausblick, grösseres Selbstvertrauen und kräftigere Natürlichkeit. Aber sie fühlt

auch, dass, sobald alles dies ihr einmal gewährt ist, sie nicht länger die Leibeigene des Mannes, sondern seinesgleichen, seine Gefährtin und Kameradin sein wird.

Es ist klar, dass, ehe solch eine neue Auffassung ins Leben tritt, das arme, kleine, verkümmerte Ideal „der Dame", das die Gesellschaft solange beherrscht hat, ins ferne Dunkel verschwinden muss. Die Leute spotten heute über all die neuen Entwicklungen und Erscheinungen, die die Bewegung zeitigt, aber was, fragen wir, k a n n eine halbwegs gescheite Frau von ihrer gegenwärtigen Stellung denken? Von den halb spöttischen Galanterien und heroischen Höflichkeiten des konventionellen Männchens — die so deutlich sagen, dass sie nur eine leere Verbeugung vor der Schwäche und Unfähigkeit sind; von dem ungeschriebenen Gesetz, das sie, wenn sie irgendwie zur Gesellschaft gehört, zwingt, die Augen zu senken und sich eine affektierte Sprechweise anzueignen, damit es jedem offenkundig werde, dass sie n i c h t frei ist; das ihr jedes natürliche und aufrichtige Betragen, jede lebhafte Geberde als un-

ziemlich und verdächtig untersagt, so verdächtig, dass sie an einem öffentlichen Orte ohne weiteres das Einschreiten des Polizeimannes nach sich ziehen kann; was kann sie von all der unaufhörlichen Verlogenheit denken, in der sie leben muss, den Lügen, die zu zahllos sind, als dass man sie aufzählen könnte; was kann sie von alledem denken, als dass es eben unerträglich ist? Das moderne Weib ist verständig genug, um zu erkennen, dass sie, ehe sie in solchen elenden Fesseln weiter lebt, das Brandmal auf sich nehmen muss, Dinge zu thun, die sich „für eine Dame nicht schicken", und nur dadurch, dass sie dieser Gefahr trotzt, kann sie sich ihren gebührenden Platz in der Welt und eine wahrhafte Kameradschaft mit jenen Männern erringen, die selbst nicht willens sind, die gewöhnlichen Gentlemen zu spielen.

Dass neue Regeln für das richtige Benehmen im Verkehr der Geschlechter sich einbürgern müssen, Regeln, die nicht auf verhüllter Lüsternheit, sondern auf offener gegenseitiger Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft gegründet sein werden, ist klar genug. Der

Ruf nach Gleichheit, der heute den Philister zur Tollwut bringt, wie ein rotes Tuch den Stier, braucht ihn nicht zu erschrecken. Dass das Weib schwächere Muskeln hat als der Mann, und dass es eine Reihe von Leistungen, auch solche geistiger Natur giebt, für die sie weniger geeignet ist, geradeso wie es andere giebt, für die sie besser geeignet ist, ist ohne weiteres zuzugeben; aber das bedeutet in der Sprache aller wirklich guter Manieren nichts anderes, als dass es specielle Gebiete giebt, auf denen die Männer den Frauen behilflich sein können, ebenso wie es andere giebt, auf denen die Frauen sich den Männern hilfreich erzeigen können. Alles, was darüber und über den freundlichen Austausch gleichwertiger Dienste hinausgeht, alles, was in den konventionellen Formen im Hause oder in der Oeffentlichkeit darauf hinausläuft, dass man mit dem Weib allenthalb Nachsicht haben muss (weil sie allenthalb unfähig ist), ist eine Beleidigung — und die Frauen selbst werden sich sicherlich hüten, solch eine beleidigende Höflichkeit zu ermutigen.

Ich denke, die Zeichen der Revolte

von seiten der „Damen" — einer Revolte, die lange auf sich warten liess, aber nunmehr sich bereits über die ganze Linie ausbreitet — sind deutlich genug. Wenn wir aber den zweiten Frauentypus, der in den früheren Ausführungen erörtert wurde, das Weib, das für das Haus und den Gatten arbeiten muss, betrachten, dann finden wir wenig Anzeichen einer bewussten Bewegung. Und das ist nur natürlich. Das Leben der im Haus robotenden Frau gleicht zu sehr dem einer Sklavin, wird viel zu sehr in ewiger Plage aufgezehrt und viel zu wenig von Kenntnissen erleuchtet, als dass sie sich von selbst zur Vorstellung einer anderen höheren Existenzweise erheben könnte. Trotzdem ist unschwer zu erkennen, dass allgemeine und sociale Veränderungen darauf hinarbeiten, auch ihre Befreiung herbeizuführen. Eine verbesserte Häuserkonstruktion, öffentliche Bäckereien und Wäschereien und, was viel wichtiger ist, rationellere, einfachere und gesundere Ideen über Nahrung und Einrichtung zielen dahin, die Arbeiten in Küche und Haus sehr beträchtlich zu vereinfachen; und wie kon-

servativ die Weiber in ihren Gewohnheiten auch sind, wenn diese Veränderungen bis an ihre Thür gebracht werden, können sie nicht umhin, ihre Vorteile einzusehen. Immer mehr übernehmen öffentliche Institutionen die Kosten und die Verantwortlichkeit für die Ueberwachung, die Pflege und Erziehung der Kinder; und hie und da können wir bereits die ersten Zeichen einer Tendenz zur Vereinigung mehrerer Haushaltungen beobachten, die durch die Einführung gemeinsamen Lebens und vernünftiger Arbeitsteilung unter den Frauenzimmern vermutlich viel dazu beitragen wird, ihr Los heiterer und leichter zu gestalten. Aber all diese Veränderungen werden nicht viel nützen, solange nicht das überarbeitete Weib selbst zur Erkenntnis erwacht und auf ihren Rechten auf ein besseres Leben besteht, und solange der Mann nicht zur vollen Anerkennung ihres Anspruches gezwungen wird. Und hier und dort wird sicherlich der Mann selbst das Seinige thun, um seine Genossin zu dieser Erkenntnis zu erziehen. Ich kann keinen Grund finden, warum er nicht, wo es

angeht, einen Teil der häuslichen Arbeit übernehmen, warum er nicht seinerseits ein gewisses Mass von Intelligenz und Mühe der Führung des Hauses widmen sollte, noch warum das Weib, das auf diese Weise mehr Freiheit gewinnt, nicht gelegentlich, und wo ihre Talente es wünschenswert machen, bezahlte Arbeit ausserhalb des Hauses finden und so zur Erhaltung der Familie sowie zu ihrer eigenen Sicherung und zur Stärkung ihres Unabhängigkeitsgefühls beitragen sollte. Die übermässige Differenzierung, die heute zwischen den Arbeiten der beiden Geschlechter besteht, bedeutet die Verewigung der Sklaverei des Weibes und ist gleichzeitig ein Hauptgrund des Missverständnisses zwischen ihr und dem Mann und des geringen Interesses, das jeder Teil an der Beschäftigung des anderen nimmt.

Der dritte Typus des Weibes der Gegenwart, die Prostituierte, stellt uns jene Frage, die nach den Worten Bebels das Rätsel der Sphinx ist, das die moderne Gesellschaft nicht lösen kann, das jedoch ungelöst sie zu zerstören droht. Die gewerbsmässige Prostitution ist die unvermeidliche letzte Folge unseres

ganzen socialen Systems und gleichzeitig das Urteil, mit dem es sich selbst verdammt. Sie wogt durch unsere Gassen, sie hüllt sich in das Gewand der Anständigkeit unter dem Namen der Ehe; sie frisst sich in physischen Krankheiten und mit elendem Tode mitten durch uns hindurch, wird beständig gespeist durch die Unterdrückung und Unwissenheit unserer Weiber, durch ihre Armut und dadurch, dass ihnen die Mittel zur anständigen Unabhängigkeit versagt sind, und auch durch die heuchlerische Sittlichkeit, die Millionen von ihnen nicht nur verbietet, ihr natürliches Verlangen zu befriedigen, sondern überhaupt davon zu sprechen; und sie wird beständig ermutigt durch die harte Gleichgültigkeit einer Zeit, die die Männer daran gewöhnt hat, die kostbarsten Güter für Geld zu kaufen und zu verkaufen, z. B. die lebenslange Arbeit ihrer Brüder, — warum also nicht auch die Leiber ihrer Schwestern?

Dafür giebt es eben keine andere Lösung als die Freiheit des Weibes, von der allerdings die Freiheit des ganzen Volkes, der Männer wie der Weiber, und das

endgültige Aufhören der Lohnsklaverei nicht zu trennen ist. Es giebt keine Lösung dafür, die nicht die Wiedereinsetzung der Worte „freies Weib“ und „freie Liebe“ in ihre wahre Bedeutung und Würde in sich schliesst. Darum darf jedes Weib, deren Herz um die Leiden ihres Geschlechtes blutet, nicht einen Augenblick zögern, sich, so weit sie irgendwie kann, als ein freies Weib zu erklären und als solches zu leben. Sie muss das ganze Odium, das sich an das Wort knüpft, auf sich nehmen, muss auf ihrem Rechte, so zu sprechen, so zu denken, sich so zu kleiden und so zu handeln, wie sie es für gut hält, bestehen, muss der Verachtung und dem spöttischen Lächeln trotzen und „ihr ganzes Leben opfern und zu Grunde richten“, wenn es sein soll, denn nur auf diese Weise kann die Befreiung kommen, und nur, wenn das freie Weib sich Achtung und Ehrfurcht erzwingt, kann die Prostituierte aufhören, zu existieren. Und darum soll auch jeder Mann, der für seine Gefährtin wirkliche Achtung empfindet, sie beschwören, so zu handeln, und niemals durch Wort oder That sie versuchen,

das um eines Vorteiles willen zu gewähren, was nur als Geschenk kostbar sein kann; er sollte mit Freuden sehen, wenn sie sich ein wenig von ihm fern hält und selbständig zeigt; er sollte ihr helfen, auf eigenen Füssen zu stehen, und dann wird ihm trotz der kleinen Opfer von seiner Seite, die solch ein Vorgehen verlangen mag, erst aufdämmern, dass er eine wirkliche Gefährtin und Gehilfin auf der Bahn des Lebens gefunden hat.

Die ganze Geissel der gewerbsmässigen Prostitution ist nur daraus entstanden, dass der Mann auf sexuellem Gebiet die Herrschaft führt und die Regeln diktiert. Wahrlich, besser wären Saturnalien freier Männer und Frauen, als das Schauspiel, das unsere grossen Städte allnächtlich bieten. Gerade auf dem geschlechtlichen Gebiet sind die Instinkte des Weibes in der Regel so rein, so gerade, so tief in in den Bedürfnissen der Rasse gewurzelt, dass sie ohne die Herrschaft des Mannes sicherlich nie eine solche Verkehrung erlitten hätten. Die Sexualität des Mannes ist eine ungeregelte Leidenschaft, ein individuelles Bedürf-

nis, ein rascher stürmischer Impuls; aber beim Weibe ist sie weit mehr ein konstruktiver Instinkt in der ganzen umfassenden Bedeutung dieses Wortes. Noch viel mehr als der Mann muss das Weib frei sein, das Problem ihrer sexuellen Beziehungen so zu lösen, wie es ihr am besten scheint, so wenig als möglich sollte sie durch gesetzliche, konventionelle oder ökonomische Rücksichten gehemmt und fast nur auf ihren angeborenen Takt und ihr Verständnis auf diesem Gebiet angewiesen sein. Einmal derart frei — frei von der pekuniären Abhängigkeit von ihrem Ehegatten, frei von der Geldsklaverei der Strasse, von den namenlosen Schrecken der öffentlichen Meinung und von der drohenden Wahl zwischen lebenslanger Jungfräulichkeit und lebenslanger Knechtschaft — wird sie nicht ihre Laufbahn, sei es nun die der Gattin und Mutter, sei es die einer freien Freundin, sei es die ruhiger Einsamkeit — weit besser selbst für sich wählen, als sie heute für sie gewählt wird? Wird sie dann nicht von selbst etwas mehr Rücksicht auf die Bedürfnisse der Allgemeinheit, auf die Wohl-

fahrt der Kinder, auf die Ehrlichkeit und Dauer ihrer Beziehungen zu denen, die sie lieben wird, nehmen — und etwas weniger auf die erbärmlichen Motive des Geldprofits und der Furcht, die heute ausschlaggebend sind?

Der Punkt, auf den es ankommt, ist der, dass jene vornehmere Weiblichkeit, wie wir sie von der Zukunft erwarten, erstens die völlige, uneingeschränkte Freiheit des Weibes in der Verfügung über ihre eigene Geschlechtlichkeit zur Voraussetzung hat, und zweitens die sichere und überzeugte Erwartung, dass welche individuelle Verirrungen auch vorkommen mögen, sie im ganzen von dieser Freiheit einen vernünftigen und guten Gebrauch machen wird. Das scheint, wenn wir gleichzeitig eine halbwegs verständige Erziehung der Jugend in sexueller Hinsicht voraussetzen, keine zu grosse Anforderung an unseren Glauben an die Frauen. Wäre sie das, dann sind wir allerdings verloren, denn dann bleibt uns nichts übrig, als sie weiter in der Sklaverei zu halten, und die Gesellschaft in Form einer Hölle auf Erden, wie sie es heute grossenteils ist.

Und darum hat der Geist der Em-

pörung, der sich jetzt allenthalben ausbreitet, etwas so Erfrischendes. Wir wollen hoffen, dass diese Empörung andauern wird. Und wenn sie selbst hie und da zu verzerrten oder falschen Situationen, zu zeitweiligen Missverständnissen führt — erklärte Feindschaft ist besser als geheuchelte Fügsamkeit! Zu lange haben die Frauen die Rolle blosser Anhängsel für den Mann gespielt, zu lange haben sie ihre eigene Individualität unterdrückt und seine Einbildung zärtlich gepflegt. Wenn sie eine eigene Seele haben wollen, so müssen sie sich frei machen, und das zum grössten Teil durch ihre eigenen Anstrengungen. Sie müssen kämpfen lernen. In seinem Gedicht „Ein Weib erwartet mich" entwirft Walt Whitman das Bild eines Weibes, das im schärfsten Gegensatz zu dem schwächlichen Durchschnittsideal steht, ein Weib, das „schwimmen, rudern, reiten, ringen, schiessen, laufen, schlagen, sich zurückziehen und sich verteidigen kann u. s. w.", und in seinem Buche „Die Frau" verweist Bebel auf Sparta, wo der physischen Entwicklung beider Geschlechter die grösste Sorgfalt gewidmet wurde und

Knaben und Mädchen nackt gingen, bis sie das Alter der Pubertät erreicht hatten und zusammen in allen körperlichen Uebungen, in Spielen, im Laufen und Ringen ausgebildet wurden, und er klagt darüber, dass heutzutage „die Vorstellung, dass auch die Frauen Kraft, Mut und Entschlossenheit nötig haben, als sehr ketzerisch angesehen wird". Die Wahrheit ist eben die, dass Eigenschaften wie Mut und Unabhängigkeit bei einem Sklaven nicht willkommen sind, und darum hat der Mann sie durch so viel Jahrhunderte davon abgeschreckt — bis zuletzt das Weib selbst es sich einreden liess und glaubte, dass solche Eigenschaften „unweiblich" seien. Aber dieses Epitheton ist die vollkommenste Absurdität, denn wenn hingebende Zärtlichkeit und Liebe die Vollendung und der Stolz des Weibes sind, so kann auch nichts gewisser sein, als dass wahre Zärtlichkeit und Liebe nur bei starken und kräftigen Naturen gefunden wird. Die Hingebung eines servilen Geschöpfes, was ist sie wert?

Der Aufmerksamkeit derer, die über diesen Gegenstand nachgedacht, ist es nicht entgangen, dass die Erhebung des

Weibes und zu einem breiteren socialen Leben, wie sie hier gemeint ist, und wie sie übrigens der Lauf der Ereignisse bereits zeigt, aller Wahrscheinlichkeit nach einen tiefen Einfluss auf die zukünftige Entwicklung des Menschengeschlechtes ausüben muss. Man hat darauf hingewiesen, dass bei den meisten der höheren Tiergattungen und auch bei vielen alten Volksstämmen die Männchen von den Weibchen nach dem Masse ihrer Tapferkeit, ihrer grösseren Kraft und Schönheit gewählt wurden, und dass dies zur Entwicklung eines Männertypus und eines Rassentypus überhaupt geführt hat, der, wenn auch dunkel und unbewusst, dem Ideal des weiblichen Geschlechtes entsprach. Aber sobald in der Geschichte der Menschheit die heutige, mit der Vorstellung des Eigentums untrennbar verbundene Liebe aufkam und das Weib das Spielzeug des Mannes wurde, hörte das auf. Da sie nicht länger frei war, konnte sie den Mann auch nicht wählen, sondern das Gegenteil trat ein, der Mann begann das Weib zu wählen, und zwar nach jenen Eigenschaften, die i h m passten. Das Weib aber begann

sich zu schmücken, um seinem Geschmack zu entsprechen, und dementsprechend wurde der Frauentypus und infolgedessen auch der Typus der ganzen Rasse von dem Wege der früheren Entwicklung abgelenkt und verändert. Mit der Rückkehr der Frauen zur Freiheit wird das weibliche Ideal vielleicht wieder die Oberhand gewinnen. Und dann wäre es möglich, dass die würdigere und ernstere Empfindungsweise der Frauen in allen geschlechtlichen Dingen auch der geschlechtlichen Zuchtwahl, sobald die Frauen sie wieder ausüben werden, einen vornehmeren Charakter verleihen wird, als sie ihn heute, wo die Männer sie ausüben, trägt. So viel ist jedenfalls unschwer zu erkennen, dass Weiber, die wirklich frei sind, niemals die vielen erbärmlichen und unsauberen Männertypen zu ihren Ehegenossen erwählen würden, die heute alles durchsetzen zu können scheinen, noch darein willigen würden, von solchen Männern Kinder zu bekommen. Und wir können uns leicht vorstellen, dass der weibliche Einfluss auf diese Weise zur Entwicklung einer männlicheren und vornehmeren Rasse

führen wird als die, die sich in unseren Tagen in einer auf Handel und Schacher begründeten Kultur gebildet hat.

Die moderne Frau, mit ihren Klubs, ihren Reden, ihrer Beteiligung an der Politik, ihrer Freiheit im Benehmen und im Kostüm ist im Begriff, mit erstaunlicher Schnelligkeit eine eigene öffentliche Meinung zu bilden, und sie scheint sich sehr ernstlich anzuschicken, dem Mann der Mittelklasse das Leben schwerer zu machen und ihn sogar an die Wand zu drücken! Was die Entwicklung der nächsten Jahre uns bringen mag, das können wir natürlich nicht genau sagen, aber offenbar wird es einige ganz lebhafte Kämpfe zwischen beiden Geschlechtern geben. Alles wird nicht in ruhigem Fahrwasser gehen. Die Frauen, die an der neuen Bewegung Anteil nehmen, setzen sich natürlich zum grossen Teile aus solchen zusammen, in denen der mütterliche Instinkt nicht besonders stark ist, und auch aus solchen, in denen der sexuelle Instinkt nicht überwiegt. Solche Frauen nun sind keineswegs die wahren Repräsentantinnen ihres Geschlechtes: manche von ihnen haben eher etwas

Männliches in ihrem Wesen, manche sind „homogen", d. h. eher zu Neigungen für ihr Geschlecht als das entgegengesetzte tendierend; manche sind hyperrationalistisch und haben nur eine einseitige Verstandeskultur; vielen scheinen Kinder mehr oder weniger eine Last, anderen wieder erscheint die Geschlechtsleidenschaft des Mannes geradezu als eine Impertinenz, die sie nicht verstehen und deren Bedeutung sie darum auch vollkommen verkennen. Es wäre unrichtig, zu sagen, dass die Majorität der Frauen, die heute in der Bewegung stehen, solchermassen aus der Art geschlagen sind, aber es kann kein Zweifel daran sein, dass eine grosse Zahl von ihnen es ist; und der Weg ihres Fortschrittes wird eine starke Kurve bilden müssen.

Von all diesen Vorwürfen dürfte der des Mangels an mütterlichem Instinkt der schwerste sein. Aber wer weiss, wie gesagt, wohin die Entwicklung führen wird und muss? Manchmal scheint es fast möglich, dass ein neues Geschlecht im Entstehen sein könnte — gleich den femininen Neutren der Ameisen und Bienen, das Geschlecht, das über-

haupt nicht zum Kindergebären berufen ist, sondern mit einem ganz ausserordentlich vervollkommneten Instinkt zur sozialen Arbeit ausgestattet und für die Erhaltung jenes Gemeinlebens, das sich vorbereitet, vielleicht unentbehrlich sein wird. Jedenfalls zeigt sich deutlich, dass die meisten derjenigen Frauen und Mädchen, die sich — — oft unter sehr ernsten Kämpfen — aus dem Puppenzustand der „Dame" befreien, von einer glühenden socialen Begeisterung erfüllt sind; und wenn sie sich auch persönlich in mancher Hinsicht von dem Durchschnitt ihres Geschlechtes unterscheiden sollten, so kann doch kein Zweifel darüber bestehen, dass ihre Bestrebungen zu einer ungeheueren Verbesserung und Hebung der Lage ihrer gewöhnlicheren und indolenteren Schwestern führen.

Und wenn es sich herausstellen sollte, dass ein gewisser Bruchteil des weiblichen Geschlechtes sich aus dem einen oder anderen Grunde nicht dem Werke der Mütterlichkeit widmen sollte, so wird dennoch der Einfluss dieser Klasse sehr viel dazu beitragen, dass für die anderen das Bewusstsein ihrer

Mütterlichkeit ein weit höheres und würdevolleres wird. Und diese grösste aller menschlichen Aufgaben wird in Zukunft mit einer bewussten Intelligenz durchgeführt werden, die bis heute völlig unbekannt war, und wird sich von der Erfüllung eines blossen Triebes zur Vollendung einer herrlichen socialen Aufgabe erheben. Dann erst wird es der Wunsch und das Werk aller Mütter werden, die Seelen der Kinder ebenso zu schirmen wie ihre Körper, und ebensosehr darauf gerichtet sein, heroische wie glückliche Bürger der Welt zu schaffen.*)

Hier könnte vielleicht jemand einwenden, dass, nachdem ich mich (wie im vorhergehenden Kapitel) bemüht habe,

---

*) Denn was den mütterlichen Unterricht der Kinder anbelangt, so müssen wir gestehen, dass er im Laufe der letzten Zeiten etwas geradezu Erschreckendes geworden ist. Ob wir nun die Masse des Volkes oder die einzelnen besseren Klassen in Betracht ziehen, das erste und wichtigste Ideal, das die Mütter ihren Kindern einzuprägen suchen, ist die Notwendigkeit, sich das Leben so bequem als möglich zu machen, und das Wort, das die Mutter dem Sohne sagt, der das Haus verlässt, um in der grossen Welt seinen Weg zu machen, hat selten einen heroischeren Ton und Inhalt, als »Vergiss nicht warme Unterkleider!«

die geringere Fähigkeit der Frau zum abstrakten und generalisierenden Denken auseinanderzusetzen, es nicht gerade konsequent scheint, so grosse Erwartungen dahin auszusprechen, dass sie je ein bedeutendes aktives Interesse am socialen Leben nehmen werden; aber die Antwort darauf ist, dass sie ja bereits damit begonnen haben. Die sociale Begeisterung, wie die Frauen in England, Russland, und in den Vereinigten Staaten sie bethätigen, ist eine so grosse und heute bereits eine so tief begründete, dass es ganz unmöglich ist, sie für eine vorübergehende Erscheinung zu halten, und obgleich diese Thätigkeit in England und Russland auf die wohlhabenderen Klassen beschränkt ist, so können wir — aus einem wohlbekannten Gesetze der Ausbreitung socialer Bewegungen — leicht voraussagen, dass sie sich mit der Zeit zweifellos nach abwärts unter den Frauen der Nationen allenthalben verbreiten wird.

So wichtig nun das allgemeine Streben der Frauen dieser Länder nach einer höheren Bildung und intensiveren Geistesentwicklung ist, so ist doch klar,

dass die Erweiterung und Socialisierung ihrer Interessen nicht so sehr durch blosses Bücherstudium und durch das Ablegen von Prüfungen in nationalökonomischen und anderen Wissenschaften zu stande gebracht wird, als vielmehr durch die thatsächliche Erweiterung ihrer Interessen und ihrer Erfahrungen, die das Leben des Tages ihnen bringt. Die Bücherstudien sind ja sicherlich wichtig und sollen nicht vernachlässigt werden, aber vor allem will es das gebieterische Bedürfnis des Tages (und wenn die Männer irgend welchen direkten Einfluss auf das zukünftige Geschick des anderen Geschlechtes behalten wollen, so mögen sie darauf achten), dass die Frauen, die so lange auf die engste Schablonenthätigkeit und den kleinen Kreis des häuslichen Lebens beschränkt waren, die wirkliche Welt sehen, wie sie ist, und soviel Erfahrung in ihr sammeln, als irgend möglich ist. Die — jetzt Gott sei Dank bereits verflatternde — Theorie, dass man sie „unschuldig" erhalten müsse durch blosse Unwissenheit, hat zu viel von der „Engel- und Kretin"-Anschauung an sich. Das Leben der Aermsten und

Elendsten sowie das der Paläste und Werkstätten kennen zu lernen, in alle Berufe und Geschäfte einzutreten, Doktoren, Wärterinnen u. s. w. zu werden, für sich selbst zu sorgen und den Männern gegenüber ihre Unabhängigkeit zu behaupten, zu reisen, sexuelle Erfahrungen zu machen, gemeinsam in Gewerkschaften und Genossenschaften zu wirken, an socialen und politischen Bewegungen und Revolutionen teilzunehmen, das ist es, was die Frauen jetzt gerade wollen und brauchen. Und deutlich genug zeigt sich, dass auch in unserem Lande eine solche Bewegung zumindest unter den wohlhabenden Schichten mit der allgemeinen Weltbewegung Schritt hält. Wenn die Existenz enormer Scharen von einzeln lebenden, ledigen Frauen, die wir heute von Renten und Dividenden leben sehen, vom socialistischen Standpunkt ein arger Missstand ist, wenn sie das ganze Land unsicher machen, die Theater, die Konzertsäle und alle öffentlichen Unterhaltungslokale im Verhältnis von dreien auf einen Mann füllen, die Züge besetzen, auf den Plattformen der Omnibusse sich drängen, auf Zwei-

rädern unmittelbar unter den Köpfen der Pferde fahren, an den Strassenecken Reden halten und in allen Strassen vor den eleganten Auslagefenstern geradezu die Passage sperren, so dürfen wir doch nicht vergessen, dass um der Ziele willen, die wir eben angedeutet haben, auch diese Gattung von Weibern auf dem geradesten Weg an der Arbeit ist: sie sammelt Schätze von Erfahrung, die es unmöglich machen werden, dass die Frauen je wieder zu dem engen und jämmerlichen Leben der Vergangenheit zurückkehren.

Vielleicht wird endlich, nachdem man durch Jahrhunderte die ganze Frage missverstanden und das weibliche Geschlecht zur Oberflächlichkeit und Erbärmlichkeit gezwungen hat, vielleicht wird es endlich der Welt aufdämmern, dass die Wahrheit gerade in der entgegengesetzten Richtung liegt: dass in manchem Sinn in der Natur des Weibes etwas viel Tieferes, Fundamentaleres und Primitiveres liegt als in der des Mannes, dass nicht die übersensitive, hysterische Kreatur, die unsere Civilisation nur zu oft aus ihr gemacht hat, das wahre Weib ist,—dass, obgleich,

das Gefühlsleben bei ihr vorherrscht, in Wirklichkeit eine ruhige, weite Empfänglichkeit der tiefste Zug ihres Wesens ist. „Ihre Gestalt erhebt sich," sagt Walt Whitman.

„Sie, weniger behütet als jemals und doch besser behütet als jemals, —
Die Unreinen und Befleckten, unter denen sie wandelt, machen sie nicht unrein und befleckt,
Sie kennt die Gedanken, da sie vorübergeht, nichts bleibt ihr verborgen,
Und dennoch ist sie nicht weniger freundlich und milde,
Sie ist die Meistgeliebte und ist's allenthalben — sie hat keinen Grund sich zu fürchten und sie fürchtet auch nichts."

Die griechischen Göttinnen schauen herab und über die Zeitalter hin bis zu den fernsten Vorposten jenseits unserer Kultur; und schon blicken vom fernen Amerika, von Australien, Afrika, Norwegen und Russland und selbst in unserer eigenen Mitte aus dem Antlitz derer, die die Grenzlinien aller Klassen und Kasten überschritten haben, die Züge eines grösseren Frauentypus, eines furchtlosen und ungebändigten Weibes — die ersten Anfänge des Weibes der Zukunft uns entgegen, eines Weibes, das umfassendes Verständnis

mit feiner Empfindsamkeit, die Leidenschaft für die Natur mit der Liebe zum Manne verbinden, die kleinen Dinge des Lebens beherrschen und doch, über alle lokale Enge und Konventionalität hinausgewachsen, uns helfen wird, die Todesbande, die unsere heutige Gesellschaft umklammern, zu lösen und die Thore für ein neues und weiteres Leben aufzureissen.

Die Ehe — ein Rückblick

Ueber das grosse Mysterium der menschlichen Liebe, über diese intimste persönliche Beziehung zweier Seelen zu einander, die vielleicht, nächst dem Bewusstsein unserer Existenz, die festeste grundlegenste unauflöslichste Thatsache ist, die wir kennen, über jenes seltsame, oft, ja meistens, augenblickliche Gefühl lang vorhergegangener Vertrautheit und Verwandtschaft, jenes tiefe Vertrauen, jene Hinnahme eines zweiten Wesens in seiner Ganzheit, über die furchtbare Kraft der Kette, die zuweilen zwei Herzen in lebenslanger Hingabe aneinander fesselt und beide dazu bewegt und nicht selten dazu zwingt, andere wichtige Elemente ihres Lebens und ihres Willens ganz und gar dafür aufzuopfern,

über jenen undurchdringlichen Schleier, der dabei und trotz allem das Verhältnis der zwei Geschlechter so häufig begleitet, der zugleich den dauernden Reiz und den Schmerz und oft genug die Tragödie ihrer Verbindung ausmacht, über dieses ganze, zitternde, geflügelte, lebende Ding, das man eine wirkliche Ehe vielleicht nennen könnte, — über all das möchte ich nur wenig sagen, denn erstens ziemt es sich nicht, und dann ist es auch gar nicht möglich, anders als in indirekten Worten und durch Andeutungen davon zu sprechen, und niemand darf wagen, es rücksichtslos aus seinem Heiligtum in das Licht der Blicke aller zu zerren.

Mit diesem Bilde verglichen, ist die wirkliche Ehe in ihrer schmutzigen Verderbtheit, wie wir sie nur zu oft zu schauen Gelegenheit haben, etwa das, was der elende Fetisch des Wilden gegenüber dem grossen Wesen ist, das er darstellen soll; und es ist, als hörte man das aristophanische Gelächter der Götter, wenn sie den kleinen Lehmgötzen des Menschen anschauen, den er als Abbild der himmlischen Liebe geformt hat und den er, wenn er im Feuer des täg-

lichen Lebens Sprünge bekommt, mit verrosteten Klammern, die er Gesetz und Vertrag nennt, gerne zusammenhalten möchte, damit er nicht ganz und gar abbröckle und in Stücke zerfalle.

Der Gegenstand ist weit wie das Leben, wie Himmel und Hölle, und spottet jeder Bemühung, ihm gerecht zu werden. Es bedarf keiner Entschuldigung, wenn wir unsere Betrachtung hier auf ein paar praktische Punkte beschränken; und wenn wir auch nicht bis ins Herz der Frage dringen können, nämlich bis zu den Gründen, aus denen manche Menschen sich in wahrer und vollkommener Liebe und andere in Gehorsam für eine trübe Verfälschung der Leidenschaft verbinden, — so werden wir doch, glaube ich, leicht einige der Bedingungen feststellen können, die der aktuellen Ehe ihre gegenwärtige Form geben. Dann werden wir zu ergründen versuchen, welche Aenderungen dahin führen könnten, wahrer Neigung in der Zukunft einen befriedigenderen Ausdruck zu sichern, als sie ihn heute der Regel nach findet.

Solange der Mann ein so unreifes Wesen bleibt und das Weib eine Leib-

eigene und ein Parasit, kann man ja auch gar nicht erwarten, dass die Ehe eine glückbringende und erfolgreiche Institution sein könnte. Die heutige Ehe bedeutet, dass zwei Leute zusammenziehen, die nur wenig voneinander wissen, die in ganz verschiedener Weise erzogen worden sind, die sicherlich keiner das Wesen des anderen verstehen, deren geistige Interessen und Beschäftigungen ganz und gar verschieden sind, deren weltliche Interessen und Vorteile gleichfalls verschieden sind. Das Geschlechtsleben ist für den einen Teil vermutlich ein versiegeltes Buch, für den anderen vielleicht ein Buch, dessen abscheulichste Seite er zuerst aufgeschlagen hat. Der Mann sucht einen Ausweg für seine Leidenschaftlichkeit, das Mädchen erwartet ein „Heim" und einen Herrn. Ein Schimmer von Illusionen senkt sich vorerst auf beide nieder und treibt sie einander in die Arme. Ein Schimmer, der all ihre Verschiedenheiten und Missverständnisse mit einem anmutigen, mystischen Nebelschleier umgiebt. Sie heiraten sich, ohne Sorge und Arg, und ihre Herzen fliessen über von Dankbarkeit für den alten Herrn

im weissen Chorrock, der die heiligen Worte über sie liest.

Aber in einer späteren Stunde und bei ruhigerem Gedanken werden sie gewahr, dass es ein Urteil auf Lebenszeit war, das er mit so sanfter Miene über sie ausgesprochen hat. Ein Urteil, das nicht einmal — wie bei gewöhnlichen Sträflingen — auf einen Zeitraum von zwanzig Jahren gemildert werden kann. Auf den kurzen Ausbruch der ersten Freude folgt die physische Uebersättigung, dann ein Gefühl der Leere anstatt der Liebe, dann Langeweile und sogar Ekel. Das Mädchen, das vielleicht voll Zärtlichkeit war und nun die Sympathie und den Trost vermisst, den sie in der Liebe des Mannes erwartete, und nur ihre materiellere Seite findet, sagt sich: „Das also ist es, wozu er meiner bedurfte!" Der Mann, der eine Genossin suchte, findet, dass er das Interesse seines Weibes für nichts in der Welt erregen kann, ausser für die ärgerlichsten Trivialitäten; — was nun immer der Grund sein mag, ein Schleier ist von ihren Augen gefallen, und nun sitzen sie da, durch die mindest ehrenvollen ihrer Interessen aneinander ge-

bunden, die Interessen, für die sie selbst am wenigsten Achtung empfinden können, denen aber das Gesetz und die Religion ihren ganzen Nachdruck verleihen. Die pekuniäre Abhängigkeit des Weibes, die rein physischen geschlechtlichen Bedürfnisse des Mannes, die Furcht vor der öffentlichen Meinung sind die Motive, und zwar Motive niedrigster Art, aus denen der scheinbare Bund aufrecht erhalten wird, und das Verhältnis beider verknöchert zu einer dumpfen Neutralität, in der das Leben und der Charakter beider immer enger und stumpfer und die Lüge die gemeinsame Waffe wird, mit der sie ihre getrennten Interessen gegeneinander verteidigen.

Ein trauriges Bild! Und zweifellos ein Porträt, das die Sache absichtlich von der schlimmen Seite zeigt. Aber wer wird jemals all die Agonien ergründen und schildern, die so oft in diesen ersten Jahren des Ehelebens durchgemacht werden? Und in jedem Falle ist dies das Problem, dem wir heute ins Angesicht schauen müssen und das seine Aktualität schon dadurch beweist, dass es in einem so ungeheuren Masse,

wohin wir sehen, in der Litteratur der Völker zum Ausbruch kommt.

Man könnte sagen — und man sagt es natürlich auch oft, — dass solche Fälle nichts anderes beweisen, als dass diese Ehe eben unter dem Einflusse eines vorübergehenden Reizes und einer Selbsttäuschung geschlossen wurde, und dass von Anfang an auf beiden Seiten nicht viel wirkliche Hingabe füreinander vorhanden war. Und sicherlich liegt in solchen Bemerkungen viel Wahres. Aber, können wir antworten, weil zwei Menschen sich in der Jugend irrten, sie deshalb zu lebenslangem Leiden und gegenseitiger schändlicher Erniedrigung zu verdammen oder sie dazu verdammt zu sehen, ohne ihnen irgend eine Hoffnung, irgend einen Weg zur Freiheit zu zeigen, und nur das eine Wort „geschieht euch schon recht" auf den Lippen zu haben, — das ist ein Verfahren, das nur in den Augen der grimmigsten und fühllosesten Calvinisten Wohlgefallen finden kann. Welche Schranken der gesunde Sinn der Gesellschaft in der Zukunft auch gegen eine zu frivole Auffassung des Verhältnisses aufrichten

wird, so viel ist sicher: die Zeit ist vorüber, in der man die Ehe noch für eine übernatürliche Institution erklären durfte, für deren Aufrechterhaltung die Leiber und Seelen der Menschen rücksichtslos geopfert werden mussten; eine humanere, weisere, minder von panischem Schrecken getriebene Behandlung der Sache muss gefunden werden; und wenn sich dabei Schwierigkeiten ergeben, so darf man ihnen nur mit der ruhigen und geduldigen Erwägung, was für das Heil der Menschen das Beste sei, begegnen, denn das ist zuletzt wichtiger als alle Gesetze, wie alt und ehrwürdig sie auch sein mögen.

Meine Absicht ist, im folgenden, so logisch und ruhig als möglich, zunächst einige der Nachteile und Fehler der gegenwärtigen Sitten und Zustände, die in Bezug auf die Ehe herrschen, zu erörtern und dann zu untersuchen, was für Verbesserungen und Fortschritte dabei möglich scheinen. Ich gebe mich dabei keiner Täuschung darüber hin, dass die Frage eine höchst komplizierte ist, und dass alle unsere Schlüsse nur tappende Versuche sein können.

Was nun die erste Frage betrifft, so

ist einer der wichtigsten Punkte — den ich übrigens schon früher berührt habe — der, dass man beim Unterricht der Jugend jede Anspielung auf diesen Gegenstand sorgfältig vermeidet. Das ist etwas ganz Ausserordentliches. In einer Zeit, in der man jeden nur erdenklichen Lehrgegenstand in die Schulpläne hineinpfropft, muss es sehr auffallen, dass der Gegenstand, der für das Leben des Individuums, wie der Gemeinschaft, von höchster Wichtigkeit ist, mit Vorbedacht und Sorgfalt ignoriert wird. Dass ein Mensch im stande sein sollte, eine vorübergehende geschlechtliche Bezauberung von tiefer Liebe und wahrer Kameradschaftlichkeit zu unterscheiden, ist zweifellos eine sehr weise Bemerkung; aber da das just eine Aufgabe ist, an der die reifsten Menschen so oft scheitern, so ist nicht leicht einzusehen,wie man es von jungen Dingern, denen jede eigene Erfahrung fehlt und denen von den anderen keinerlei Anleitung gegeben wird, erwarten könnte. Einen passenden Lebensgefährten zu finden ist besonders unter den sensitiveren und höher organisierten Menschen eine sehr komplizierte Sache,

und es erscheint geradezu monströs, dass das Mädchen oder der Jüngling diese äusserst schwierige Aufgabe ohne ein Wort der Hilfe, ohne ein Wort über die Wahl des Weges und die sehr ernsten Zweifel und Gefahren, die auf ihm drohen, lösen soll, wie es heute zumeist der Fall ist.

Wenn das Paar, das im Begriff ist, eine Ehe einzugehen, in irgend einem wilden Stamme aufgewachsen wäre, dann würden sie ein paar Jahre vorher ein regelrechtes Fest der Einweihung in das Wesen der Mannheit und Weibheit durchgemacht haben, ein Fest, bei dem Ceremonien — die in unseren Augen unanständig scheinen mögen — ihnen jedenfalls die meisten Missverständnisse unmöglich gemacht haben würden. Bei uns aber wird das civilisierte Mädchen sehr oft in vollkommener Unkenntnis und absolutem Unverständnis der Natur jener Opferriten, die nun vollzogen werden sollen, zum „Altar geführt". Auch der junge Mann weiss in anderer Art nicht viel davon. Er weiss vielleicht nicht, dass die Liebe beim Weibe in manchem Sinn etwas viel Allgemeineres, das ganze

Wesen Umfassendes, als beim Manne, und weniger specialisiert sexuell ist, dass sie länger in Zärtlichkeit und Umarmung beruht und sich nur langsam in den Organen der Reproduktion konzentriert.*) In seiner Ungeduld brutalisiert er seine junge Ehegenossin und erfüllt sie mit Schauder und vermehrt auf diese Weise ahnungslos die Neigung zur Hysterie, die die Ehe hätte mildern können und sollen.

Insbesondere bei den mittleren und wohlhabenden Klassen wird durch die hohe Kultur, die bei den Männern eine überernährte Männlichkeit und bei den Weibern eine Tendenz zur Nervosität und Hysterie erzeugt, die erwähnte Schwierigkeit noch vermehrt;**) und gerade unter diesen Klassen finden sich

*) Man darf nicht vergessen, dass für viele Frauen (natürlich durchaus nicht für die Majorität), jeder sexuelle Gedanke keine Vorstellung von Freude bringt und dass die Erfüllung dieser Pflichten für sie ein wirkliches, wenn auch willig gebrachtes Opfer bedeutet. (S. Anhang.)

**) So spricht Bebel in seinem Buch von der „Frau" vom müssigen und üppigen Leben so vieler Frauen der höheren Klasse, den nervösen Reizungen durch ausgesuchte Parfums, der Ueberfütterung mit

auch die ihnen besonders eigentümlichen Uebel der geschlechtlichen Unwissenheit und geschlechtlicher Aushungerung auf der einen, und roher Ausschweifung auf der anderen Seite im höchsten Masse.

In der verhältnismässig uncivilisierten Masse des Volkes, in der eine weit grössere Vertraulichkeit zwischen beiden Geschlechtern schon vor der Ehe besteht, und wo es vermutlich weit weniger Unwissenheit auf der einen und weniger Zügellosigkeit auf der anderen Seite giebt, treten diese Uebel nicht so scharf hervor. Aber auch hier liegt das Bedürfnis nach einigem vernünftigen Unterricht auf der Hand; und die grobe Vernachlässigung des Gesetzes der Transformation der Empfindungen, oder auch nur der grobe Mangel an Selbstbeherrschung macht die Proletarierehe nur zu oft zu einer höchst brutalen und tierischen Sache.

So viel, was die Schwierigkeiten an-

Poesie, Musik und Theater, die als die wichtigsten Erziehungsmittel angesehen werden und die hauptsächlichste Beschäftigung eines Geschlechtes bilden, das ohnedies bereits an einer Uebererregbarkeit der Nerven und der Gefühlszentren leidet.

geht, die aus persönlicher Unwissenheit und dem Mangel an Erfahrung entstehen. Aber es giebt andere, die weit über sie hinaus reichen und sie auch gewissermassen in sich schliessen, Schwierigkeiten ernstester Art, die aus dem Eigentumsverhältnis zwischen den Geschlechtern und aus tief liegenden historischen und ökonomischen Gründen entspringen. Die lange historische Leibeigenschaft des Weibes drang in schleichender Wirkung tief in die geistige und sittliche Natur beider Geschlechter ein und hat das natürliche komplementäre Verhältnis beider zu einer absurden Karikatur der Kraft auf der einen und einer nicht minder absurden Karikatur der Schwäche auf der anderen Seite übertrieben. Das wird ganz gut in dem gewöhnlichen Bilde des ehelichen Verhältnisses, wie es unsere Erbauungsbücher zeigen, versinnlicht. Das zarte und gebrechliche Weib klammert sich hilfesuchend an die stämmige Gestalt ihres Gatten oder hängt in anmutiger Ohnmächtigkeit an seinem starken Arm. Und der Beschauer wird aufgefordert, das reizende Bild zu bewundern, das solch ein Bund gewährt,

der dem des Epheus mit der Eiche verglichen wird; und niemand bedenkt, welch eine furchtbare Moral dieser Vergleich in sich birgt: dass es (bei den beiden Pflanzen zum mindesten) in Wirklichkeit ein Todeskampf ist, in dem entweder die Eiche von der Umarmung ihres Lebensgefährten erstickt wird oder, wenn der Baum befreit werden soll die gesunde Entwicklung des Epheus geopfert werden muss. Nur zu oft sind der Egoismus, das Herrlichkeitsgefühl und die physische Befriedigung des Mannes die herrschenden Motive in solch einer Ehe. Das Weib wird für die Erhaltung dieser männlichen Tugenden thatsächlich aufgeopfert. Ihre Aufgabe ist es, den Tag in kleinen, armseligen Arbeiten und Sorgen für die höhere Bequemlichkeit und Wichtigkeit des Mannes zu verbringen, ihre Bedürfnisse seinen Launen zu opfern, ihn in jeder Weise bei guter Laune zu erhalten, ihr ziemt es, ihren Geist von jeder selbständigen Ansicht zu reinigen, damit sie ihn als eine Art Spiegel emporhalten kann, in welchem er sein erhabenes Ich wiederfindet. Ihr obliegt es, sogar ihre physische Gesundheit und ihre natürlichen

Instinkte dem zu opfern, was ihre „eheliche Pflicht" genannt wird.

Wie bitter einsam so viele dieser Frauen sich fühlen! Sie hatten davon geträumt, von den starken Armen eines Mannes umfangen zu werden und sich selbst, ihr Leben, ihre Seele, ihr alles für ihn hinzugeben. Ein ungesunder Traum natürlich, eine Illusion, ein Ueberschwang der Liebe, ein Traum, der bestimmt war, zu zerflattern. Sie muss nun erkennen, dass rücksichtloses Sichselbstaufgeben ein geradeso grosses Verbrechen sein kann, wie rücksichtlose Selbstbehauptung. Sie muss erkennen, dass gerade ihre widerstandlose Bereitwilligkeit, sich zu opfern, im Manne — und vielleicht nur zu seiner eigenen Verteidigung — jenen Egoismus und jene Kälte erzeugt, die sie so grausam verwunden.

Denn nur zu oft sagt ihm eine untrügliche Ahnung, dass, wenn er von seiner Kälte lässt, das hingebende schwache Geschöpf unfehlbar über ihn hinauswachsen und ihn ersticken wird! — dass sie all ihre weiblichen Freundinnen aufgeben, alle ihre eigenen Interessen und Beschäftigungen beiseite

schieben wird, um sich ganz und gar ihm zu „widmen". Und da in ihrem Wesen nichts Festes und Ernstes ist, für das er sich interessieren könnte, so hängt sie die Guirlanden ihrer Liebe an jeden Zweig seines unseligen Lebens und lässt ihm kein Winkelchen seines Wesens übrig, bis sie ihn aller Mannheit beraubt, für alle socialen und heroischen Aufgaben unbrauchbar gemacht und zu einem blossen ehelichen Kleiderstock erniedrigt hat, zur Warnung und Verwunderung aller derer, die ihn schauen!

Oft gestaltet sich die Sache auch so, dass das Weib, zu klug, um ihr eigenes Leben rückhaltslos dem Egoismus ihres Gatten zu opfern, und andererseits auch nicht gewillt, ihn unter Bändern und Liebeskränzen zu ersticken, einen mittleren Weg einschlägt, indem sie dem Scheine nach gehorsam und unterwürfig ihrem Herrn dient, in Wirklichkeit aber nur ihre eigenen Zwecke verfolgt. Sie übt sich in der lieblichen Kunst der Umwege. Ihrem Manne hält sie einen Spiegel vor, in dem er vom Morgen bis zum Abend sein eigenes Bild bewundern kann, aber hinter dem Spiegel geht

sie ihre eigenen Wege und führt ihre Pläne aus, die mit den seinen nichts zu thun haben; und wenn sie ihren Leib seinen Bedürfnissen opfert, so thut sie das ganz bewusst und aus guten Gründen, weil sie herausgefunden hat, dass sie damit für sich selbst und ihre Kinder den nötigen Schutz finden kann und das Problem des Lebensunterhaltes, den die Gesellschaft ihr aus eigenem Rechte verweigert, nur auf diese Weise lösen kann. Denn das furchtbare Schicksal, das sich in unseren Institutionen verkörpert, hat die Frauen heute in solch eine Stellung gedrängt, dass das Opfer ihrer Selbstachtung und Menschenwürde aus niedrigen Motiven bereits aus dem Stadium einer blossen Versuchung in das der Notwendigkeit getreten ist. Sie mussten leben, und sie konnten es meist nur, indem sie sich in die Leibeigenschaft des Mannes verkauften. Dann mussten sie, ob sie wollten oder nicht, überarbeitet und oft dem Sterben nah, Kinder empfangen und gebären, wenn es den Launen ihrer Herren gefiel; und in solch einem Sklavenleben ist ihr ganzes Wesen abgestumpft worden, und sie haben das

verloren, was der Stolz und die vollkommene Blüte ihrer Weibheit sein sollte — die vollkommene Freiheit und Reinheit ihrer Liebe.*)

Und diesem ganzen Schauspiel der systematischen Entwürdigung des Weibes hat das menschliche „Männchen" gleichsam mit offenem Maul und stupider Gleichgültigkeit zugesehen, etwa wie ein Ochs einer ertrinkenden Rinderherde zusieht, ohne auch nur dunkel zu ahnen, dass sein eigenes Schicksal darein verflochten war. Er beobachtete ruhig und unbedenklich, wie das Weib weiter und weiter von ihm weggetrieben wurde, bis zuletzt jedes klare gegenseitige Verständnis zwischen den Geschlechtern verloren ging, und der Liebesgott mit ungleichen Flügeln gelähmt zu Boden sank. Und doch wäre es zwecklos, zu leugnen, dass auch bei solchen Zuständen, wie wir sie eben geschildert, Männer und Frauen in der Vergangenheit und auch heute, sich irgendwie zurecht finden und immer noch ein gewisses Mass von Glück finden — einfach deshalb, weil ihr Wesen

*) S. Anhang.

sich dieser Entwicklung angepasst hat und für solch ein natürliches Verhältnis geschaffen ist.

Aber heute giebt es bereits tausende von Frauen — und mit jedem Tag wird es mehr Tausende geben — denen solch ein schiefes und einseitiges Bündnis ein Greuel ist; die entschlossen sind, die anmassende Herrlichkeit und den Egoismus der Männer nicht länger zu ertragen und weder bei sich selbst noch bei anderen Frauen die listige Verlogenheit und servile Demut aufkommen zu lassen, die die natürlichen Ergänzungserscheinungen solch eines Bündnisses sind, die in dem Bund des „Epheus mit der Eiche" viel zu klar die Schmarotzerei auf der einen und die Erdrosselung auf der anderen Seite sehen, um das Malerische des Bildes noch bewundern zu können; die auch fühlen, dass sie eigene Fähigkeiten und Kräfte besitzen, die Raum und Freiheit und ein gewisses Mass von Sympathie und Hilfe zu ihrer Entfaltung nötig haben, und die da glauben, dass auch sie zu einem Werk in der Welt berufen sind, das in seiner Art ganz ebenso wichtig ist, wie das, welches die Männer in der ihren

vollbringen. Und diese Frauen haben heute offen den Krieg erklärt — nicht etwa der Ehe, aber einer Ehe, die wahre und gleiche Liebe zur Unmöglichkeit macht. Sie fühlen, dass, solange die Frauen ökonomisch abhängig sind, sie unmöglich für sich selbst eintreten und auf jenen Rechten bestehen können, die die Männer aus Stupidität und Selbstsucht ihnen freiwillig nicht gewähren wollen.

Auf der anderen Seite giebt es tausende — und man möchte hoffen, täglich mehr Tausende — von Männern, die, wie immer die früheren Männer über diesen Punkt gedacht haben mögen, ihrerseits nicht den Wunsch haben und es nicht als eine Wonne ohnegleichen betrachten, beständig einen Spiegel vor sich zu haben, in dem sie sich selbst bewundern können; denen eine Lebensgefährtin, an deren Leben und Thun sie Interesse nehmen können, lieber ist, als eine, die für nichts anderes auf der Welt Interesse hat, als für sie; die vielleicht lieber auch gelegentlich selbst dienen wollen, als wie ein Affe im Käfig, dem man Nüsse reicht, der traurige Gegenstand der beständigen

Pflegedienste eines anderen Menschen zu sein; und die zum mindesten das Eine empfinden, dass Liebe, die überhaupt Liebe sein soll, absolut offen und aufrichtig und von jedem Gefühl der Abhängigkeit und Ungleichheit frei sein muss. Sie erkennen, dass die unnatürlich verschrobene Stellung, in der die Frauen heute leben, nicht nur zu dem unnatürlichen und verschrobenen Verhältnis zwischen beiden Geschlechtern geführt hat, sondern vor allem auch — durch den Mangel an jedem gemeinsamen höheren Interesse — die fruchtbare Quelle jener verhängnisvollen Oede ist, jener Langeweile, von der wir früher gesprochen, und die der Popanz aller Ehen ist; und sie würden gern auf alle Herrschaft und Autorität, die ihnen gebühren soll, verzichten, wenn sie dafür nur eine offene und ebenbürtige Kameradschaft finden könnten.

Während wir so in der heute herrschenden Ungleichheit der Geschlechter fraglos eine Quelle von Schwierigkeiten im ehelichen Leben und so vieler unbefriedigender Ehen sehen, sehen wir auch bereits Kräfte an der Arbeit, die zu einer Reaktion da-

gegen treiben und die beiden Geschlechter einander wieder näher bringen werden, so dass sie in Zukunft trotz aller Differenziation vielleicht doch nicht so differenziert sein werden, wie heute, sondern nur in einem Grade, der das Gefühl gegenseitiger Sympathie zwischen ihnen nicht vernichten, sondern nur erhöhen und verschönern wird.

Es giebt noch einen anderen Punkt, der Beachtung verdient, weil er zum Fehlschlagen vieler Ehen beiträgt, und der zwar ohne Zweifel mit dem eben Besprochenen im engen Zusammenhang steht, aber dennoch eine besondere Erörterung verdient. Ich meine die undurchdringliche Schranke, die Art von Stachelzaun, den die Anschauungen der Gesellschaft (zum mindesten in unserem Lande) um jedes verheiratete Paar ziehen und seine Beziehungen zu allen Menschen ausserhalb ihrer Ehe erschweren. Auf der einen Seite, innerhalb des Zaunes, gestattet die Gesellschaft in der That das äusserste Uebermass der Leidenschaft und jede Freiheit oder vergiebt sie wenigstens; auf der anderen Seite (ich spreche weder von der höchsten Aristokratie, noch von

den Bewohnern der Armenviertel, sondern von der mittleren Masse des Volkes) ausserhalb dieser Grenze wird jede Vertraulichkeit, jede Aeusserung einer Zuneigung, die möglicherweise als irgendwie mit einer sexuellen Empfindung im Zusammenhang stehend gedeutet werden könnte, mit dem schwersten Anathem belegt. Durch eine Art unsinniger Fiktion wird die Ehe als eine Oase angesehen, die mitten in einer dürren menschenleeren Wüste liegt, in der nichts unmöglicher ist, als dass einer der beiden Ehegatten das Glück haben könnte, noch irgend welche Personen zu finden, für die er sich ernstlich interessieren könnte. Wenn es Einem nun dennoch begegnet, dann muss er es vor dem anderen Teil sorgfältig verborgen halten. Das Resultat, zu dem diese konventionelle Verkehrtheit führen muss, liegt auf der Hand. Die beiden Eheleute, die zu dem engsten Zusammensein, das sie ja freiwillig erwählt haben, weil sie sich dazu gezogen fühlten, nun noch obendrein beständig zwangsweise verhalten werden, werden damit einem Gottesurteil unterworfen, in dem die tapferste Liebe versagen könnte.

Das ganze Leben mit einem anderen Menschen verbringen zu müssen, ist bereits eine schwere Probe; aber alle anderen persönlichen Interessen, — die ganz abstrakter Natur ausgenommen — aufgeben müssen, und wenn trotzdem in irgend einem Fall eine natürliche Eifersucht des einen Gatten entstehen sollte, diese Eifersucht durch die Einmischung der Oeffentlichkeit verzehnfacht zu finden, das ist geradezu entsetzlich; und doch können sie, wenn nicht beide von Natur aus so veranlagt sind, dass sie nur für Personen ihres eigenen Geschlechts starke freundschaftliche Neigungen empfinden — und auch das schliesst die Eifersucht nicht immer aus — diesem Schicksal nicht entgehen.

Es ist kaum nötig zu sagen, wie langweilig nicht nur diese Thorheit das häusliche Leben machen muss, sondern auch wie schädlich und beschränkend sie auf dieses Leben wirkt. Wie wohl beschaffen und gut gewählt der Bund zweier Menschen an sich sein mag, es kann nie gut sein, dass er — wie es nur zu oft und meist gerade dort geschieht, wo die Gatten einander aufs treueste

zugethan sind — zu einem blossen egoisme à deux ausartet. Und wie brav an sich eine grosse Zahl solcher Verbindungen sein mag, es kann nicht geleugnet werden, dass der bürgerlichen Ehe in der Regel, und zwar gerade in ihren erfolgreichsten, frömmsten und respektabelsten Exemplaren, eine widerliche Atmosphäre von geistiger und sittlicher Dumpfheit und Enge anhaftet, und dass der Typus der Familie, den sie geschaffen hat, nur zu oft an den gewisser Insektenfamilien erinnert, wie man sie etwa beim Umdrehen eines grossen Steines entdeckt, und die nur selten das Licht sehen.

Aber in Fällen, in denen die Ehe nicht gerade besonders glücklich oder unglücklich ist, wenn z. B. eine wahre, aber nicht überwältigend intensive Neigung durch das beständige drückende Aneinanderkleben beider in einem früheren Stadium erschlafft und übersättigt ist, als nötig wäre, — in solchen Fällen wird die Langeweile, die nun entsteht, etwas geradezu Entsetzliches, um so entsetzlicher, weil es eine ehrliche Neigung war, die mit Schauder ihren eigenen Selbstmord wahrnehmen

muss. Alle die müden Ehepaare, die man in Badeorten und Sommerfrischen sehen kann, der anständige Arbeiter, dessen Frau sich neben ihm hinschleppt, der hochanständige Kaufmann, Arm in Arm mit seiner besseren und dickeren Ehehälfte, — die leeren Gesichter, der hoffnungslose Mangel an jedem gemeinsamen Gesprächsstoff, der nicht tausendmal erschöpft wäre, und die sichtliche Erleichterung, wenn die Stunde kommt, die beide zu ihren getrennten Beschäftigungen ruft, illustrieren genugsam, was ich meine. Das sonderbarste dabei ist, dass die Eifersucht infolge der Steigerung, die sie durch die Einmischung der Meinung und des Geredes der Leute erfährt, oft in gerader Proportion mit der gegenseitigen Langeweile zunimmt — es giebt tausende von Fällen, in denen Eheleute ein Leben wie Hund und Katze führen und wissen, dass sie einander bis zur Verzweiflung anöden, und die gerade aus diesem Grund sich nur um so mehr fürchten, einander aus dem Auge zu verlieren, so dass sie nie einen freien Tag haben, der sie von ihrer eigenen Gesellschaft befreien würde und andere neue

Interessen finden liesse und ihnen so die Möglichkeit eines Wiederfindens und einer glücklicheren Zeit gewähren würde.

So zieht die Gesellschaft eine harte Schranke um das vermählte Paar, und gleich einer fatalen, wie mit einem Schnappschloss zufallenden Thür schliesst sie die Ehe mit einem Schlag von der übrigen Welt ab und versperrt ihnen nicht nur, was man ja wohl für ratsam halten könnte, jeden sexuellen Verkehr, sondern bei Gefahr schlimmen Verdachtes auch jeden wärmeren freundschaftlichen Verkehr mit Personen des anderen Geschlechtes und erhöht so das selbstsüchtige Monopolbewusstsein, das sie ohnedies einander gegenüber empfinden. Das sind Dinge, die unvermeidlich zu einer Verarmung des Lebens und zur Abstumpfung dieser zwei Menschen gegen grosse und allgemeine Interessen und zu intensiver gegenseitiger Langeweile führen müssen, und wenn — als Ausweg gegen diese unerträglichen Uebel — solche Beziehungen im geheimen angeknüpft werden, zu langwährendem und systematischem Betrug.

Aus alledem formuliert sich zum Schluss die Frage, ob die Ehe etwas Lebendiges oder etwas Totes sein soll. Will man sie tot haben, dann lässt sie sich natürlich leicht zu einer harten und festen Formel versteinern; wenn sie aber ein lebendiges Band sein soll, dann muss man es eben auch dem lebendigen Band überlassen, die Liebenden aneinander zu halten, und es weder durch private Eifersucht, noch durch die Censur der öffentlichen Meinung allzufest anziehen und verhärten, sonst geht das Ding, das es erhalten soll, darin zu Grunde und muss jedenfallls all seine Schönheit verlieren. Es gilt davon ewiglich das Gleiche, wie von allen anderen Dingen. Wenn wir ein Ding lebend haben wollen, müssen wir ihm eine gewisse Freiheit einräumen, und wenn die Freiheit selbst eine gewisse Gefahr mit sich brächte. Wenn wir alle Freiheit und alle Gefahr ausschliessen wollen, dann können wir auch nur eine Mumie und die tote Schale des Dinges haben.

Soweit habe ich die keineswegs angenehme, aber zunächst notwendige Aufgabe gehabt, bei den Fehlern und Nachteilen der gegenwärtigen Ehe zu ver-

weilen. Ich fühle sehr wohl, dass sich diskreter Weise auch manches zu ihrem Lobe hätte sagen lassen, — was nicht gesagt wurde; ich hätte nicht nur unglückliche, sondern auch glückliche Fälle erwähnen können, und, die Abhängigkeit der Frau und ein paar andere Punkte, über die ich schon früher genugsam gesprochen, vorausgesetzt und zugegeben, hätte ich allenfalls darthun können, dass die bürgerliche Ehe schliesslich immerhin so gut ist, als man es eben von ihr erwarten kann. Aber das wäre weder aufrichtig gewesen, noch hätte es irgend einen Zweck gehabt. Da die Beziehungen zwischen den Geschlechtern sich thatsächlich und unaufhaltsam verändern, so ist es klar, dass auch Aenderungen auf dem Gebiete der Ehe bevorstehen, und die Fragen, die sich allen denkenden Menschen heute aufdrängen, sind: was für Veränderungen werden das sein? und was für Veränderungen würden unseren Wünschen entsprechen?

Die Ehe — ein Blick in die Zukunft

Es würde mich nicht wundern, wenn mancher Leser vermuten würde, dass der Verfasser zur Antwort auf diese letzten Fragen sich für ein rücksichtsloses Auflösen aller Bande erklären wird — denn es ist immer leicht, aus den einfachsten Ausdrücken die weitesten Schlüsse zu ziehen.

Aber solch ein Schluss würde voreilig sein. Es kann meiner Meinung nach keinem Zweifel unterliegen, dass der Zwang der Ehebande — ob er nun ein moralischer, socialer oder nur legaler Zwang sei — in vielen Fällen wohlthätig wirkt; obschon auch das jedem klar sein dürfte, dass es für die Ehe um so besser sein muss, je mehr

dieser Zwang eine moralische oder sociale Form annimmt und aufhört, ein rein gesetzlicher zu sein. Denn um so mehr wird das innere Band und nicht äussere Motive ihre Basis bilden. Ich bin auch ganz überzeugt, dass Veränderungen, die zu einem flüchtigen und unaufhörlichen Wechsel in den Liebesverbindungen führen würden, für den Charakter wie für die Wohlfahrt und das Glück eines Volkes verhängnisvoll sein müssten. Wenn wir uns auch der Erkenntnis nicht verschliessen können, dass die Ehe — um eine Stätte der Liebe zu werden — viel freier werden muss, als sie heute ist, so müssen wir doch auch einsehen, dass ein gewisses Mass äusseren Druckes — zumindest wie die Dinge heute nun einmal liegen — nicht ohne Nutzen sein mag. Dieser äussere Druck trägt z. B. viel dazu bei, die Liebeserfahrung und Romantik auf eine einzige Person zu konzentrieren, und dies mag zwar manchmal einen Verlust in der Weite des Erfahrungsgebietes bedeuten, aber es bedeutet dafür einen Gewinn an Tiefe und Intensität; in vielen Fällen würden beide Teile, wenn nicht irgend eine

Fessel bestünde, sobald die erste Leidenschaft verflogen, und die unvermeidliche Zeit der Reibung begonnen hat, in einem zornigen Augenblick leicht auseinander eilen, während sie gerade dadurch, dass sie gezwungen sind, ihre gegenseitigen Fehler eine Zeitlang zu ertragen, eine der besten Lehren des Lebens lernen, nämlich eine zärtliche Nachsicht und Rücksicht, die sich mit der Zeit so manchmal zu einer reineren und vollkommeneren Liebe vertieft, als die erste war, — einer Liebe, die nicht nur auf der ersten körperlichen Intimität beruht, sondern durch Jahre gemeinschaftlicher Erfahrungen, untrennbar geeinter Erinnerungsbilder, geteilter Arbeit und gegenseitiger Verzeihung konzentriert und gesteigert worden ist. Und endlich drittens macht die Existenz eines bestimmten Bandes, einer gegenseitigen Verpflichtung, die sonst nur allzu geläufige Vorstellung unhaltbar, dass die Lust allein der Zweck der Verbindung der beiden Geschlechter ist — eine phantastische und betrügerische Vorstellung, die, wenn sie je einmal den Kopf hoch und das Gebiss zwischen die Zähne bringen würde, den Wagen der

Menschheit in unsinnigem Lauf zerschellen müsste.

Aber all das zugegeben, muss auch klar und scharf ausgesprochen werden, dass all dieser äussere Zwang, alles Einmischen der öffentlichen Meinung in die Beziehung zweier Menschen nur einen erziehlichen Wert haben kann; die Hauptfrage bleibt immer, ob unter diesem Zwange oder ohne diesen Zwang eine wirkliche Ehe besteht; ein inneres Band, das in den Persönlichkeiten der beiden Gatten begründet ist, das sich zuletzt über allen Zwang hinausheben und als solches fühlbar machen muss, und das Männer und Weiber einst in die Lage versetzen wird, ihre Beziehungen zu einander selbst zu bestimmen, ihre Wege in Freiheit zu wandeln, ohne durch all diesen Druck und diese Stösse von aussen gequält und belästigt zu werden.

Es würde wahrlich kaum der Mühe verlohnen, über dieses Thema überhaupt zu schreiben, wenn wir an die Möglichkeit einer solchen wirklichen Ehe nicht glauben würden. In der That zweifle ich auch gar nicht

daran, dass, je mehr die Menschen über diese Dinge nachdenken, und je mehr Erfahrung sie darüber haben, sie um so mehr erkennen und empfinden müssen, dass es eine dauernde, das ganze Leben — ja vielleicht viele Leben — umfassende Verbindung zweier Menschen giebt, die auf verborgenen Elementen einer tiefen gegenseitigen Anziehung und Uebereinstimmung der Wesen beruht; und je grösser ihre Erkenntnis wird, um so höher müssen sie die Beständigkeit und Loyalität stellen, die solche Verbindungen zusammenhält, im Vergleich zu jenen flüchtigen Leidenschaften, die sie nur zu zerstreuen und zu zerstören geeignet sind.

Die tiefe Aufregung der sexuellen Reife ist bei allen Männern, die eine gewisse Stufe der sittlichen Entwicklung erreicht haben, und sicherlich bei fast allen Frauen von einer gewissen Romantik und einer zärtlichen, sehnsüchtigen Empfindung für den Geliebten begleitet, Gefühle, die fortdauern und noch lange nicht vergessen sind, auch wenn die sexuelle Anziehung ihre erste Kraft verloren hat. Und das ist es, was in glücklichen Fällen die Basis einer

Erscheinung bildet, die man fast eine einsgewordene Persönlichkeit nennen könnte. Dass es einen anderen Menschen in der Welt gebe, mit dem man ganz offen verkehren kann, vor dem nichts verborgen bleiben müsste, dessen Leib einem so teuer ist, in allen seinen Teilen, wie der eigene, dem gegenüber alles Gefühl von Mein und Dein aufhört, in dessen Geist die eigenen Gedanken natürlich überfliessen und eine neue Beleuchtung empfangen, mit dem uns ein zärtlicher Widerhall der Sympathie in allen Freuden und Schmerzen und Erfahrungen des Lebens verbindet, — das ist vielleicht einer der höchsten Wünsche der Menschenseele. Es ist aber klar, dass solch ein Zustand nicht mit einem Sprunge erreicht werden kann, sondern das allmähliche Resultat von Jahren innig verschlungener Erinnerungen und Liebesbeweise sein muss. Die Liebe muss die Grundlage solch einer Verbindung sein, aber Geduld und zarteste Rücksicht und Selbstbeherrschung muss unablässig am Werk sein, um den Bau zu vollenden. Zuletzt kennt jeder der beiden Liebenden das geistige Wesen des anderen, seine kör-

perlichen und geistigen Bedürfnisse, seine Wünsche, seine traurigen und freudigen Erinnerungen fast so genau wie seine oder ihre eigenen — und das ohne Vorurteil zu seinen eigenen Gunsten, ja noch eher mit einem Vorurteil zu Gunsten des anderen; und vor allem erkennen beide im Laufe der Zeit, und vielleicht nicht ohne Zweifel und Prüfungen, dass das tiefe Bedürfnis, das grosse Verlangen nacheinander, das sie zusammenhält, nicht in die Lüfte verflattern kann, sondern um so stärker und unauflöslicher wird, je mehr die Jahre vorüberziehen. Ein süsses, unwiderstehliches Vertrauen breitet sich über ihre Beziehungen zu einander, das dieses gedoppelte Leben gleichsam mit Weihe umgiebt, beiden das Gefühl verleiht, dass nichts sie mehr trennen kann, und wenn der Tod einen von beiden wirklich (oder wenigstens dem äusseren Scheine nach) hinweggenommen hat, dem anderen nicht den geringsten Wunsch weiterzuleben lässt.*)

---

*) Es ist bemerkenswert, dass das frühere Ritual unserer Kirche die Worte: „Bis der Tod uns abruft" („Till death us depart") hatte und erst 1661

Eine so vollkommene und herrliche Verbindung ist, wenn sie auch nicht immer verwirklicht wird, doch der ehrliche Wunsch all derer, die über diese Dinge überhaupt viel nachgedacht haben. Jedem leuchtet ein, dass sie eine weit grössere und dauerndere Befriedigung und Freude am Leben gewähren muss, als eine noch so grosse Zahl frivoler Verhältnisse. Sie empfiehlt sich dem gesunden Verstand der modernen Seele, wenn man solch eine Wortverbindung gebrauchen darf, von selbst und bedarf nicht erst der künstlichen Autorität der Kirche oder des Staates. Aber ebenso selbstverständlich ist — so selbstverständlich, dass ein Kind es einsehen müsste — dass eine gewisse vernünftige Geduld und Selbstbeherrschung nötig ist, um sie zu verwirklichen; — und auch das scheint mir, wie schon früher bemerkt, ganz einleuchtend, dass es Fälle geben k a n n, in denen ein wenig äusserer Zwang durch die Meinung der Gesellschaft, ja

---

die neue Lesung „Bis der Tod uns trennt" („Till death us do part") eingeführt wurde (Englische Eheschliessungsformel).

selbst durch ein wirkliches Gesetz, von grossem Nutzen sein kann, z. B. wo es sich um schwächere Persönlichkeiten handelt, deren zu geringe Macht über sich selbst einer äusseren Stütze bedarf.

Die moderne monogamische Ehe, wie sie Kirche und Staat bescheinigen und sanktionieren, ist zwar zweifellos im Hinblick auf dieses Ideal gedacht, zeigt sich aber in der Regel ganz und gar unfähig, es zu erreichen. Dadurch, dass sie in einer sehr grossen Zahl von Fällen Verbindungen sanktioniert, die auf n i c h t s anderem gegründet sind, als dem äusseren Zwange und der Formel der Kirche und des Staates, schuf sie etwas, was von Natur aus als schlecht und entwürdigend erkannt werden musste, während sie selbst in den glücklicheren Fällen durch eine zu grosse Exklusivität sich selbst zu einer verhängnisvollen Enge und Dumpfheit verdammte.

Bei einem historischen und physiologischen Ueberblick über die ganze Frage könnte man natürlich einwenden, — und vermutlich nicht ohne ein Korn Wahrheit, — dass der Mann von Natur

aus und durch seine Bedürfnisse polygamisch ist. Man muss auch nicht glauben, dass die Polygamie in gewissen Ländern und bei gewissen Rassen eine so entwürdigende und unglückliche Institution ist, wie manche Leute uns gerne glauben machen wollen.*) Aber, wie Letourneau in seiner „Entwicklungsgeschichte der Ehe" ausführt, ist der Fortschritt der menschlichen Gesellschaft, soweit wir zurückschauen können, eine fortschreitende Entwicklung von der Unterschiedslosigkeit zur Individualisierung gewesen, und wir dürfen wohl annehmen, dass mit dem weiteren Fortschritt unserer Gattung — denn jede Gattung wird in solchen Dingen sicherlich durch die Gesetze ihres eigenen Genius bestimmt — und je mehr das geistige Leben und das Gefühlsleben des Menschen im Verhältnis zur rein physischen Seite seiner Existenz sich ausbildet, um so mehr auch

*) s. R. F. Burton's Pilgrimage to El-Medinah and Meccah cap. XXIV. Er sagt übrigens: „Soweit meine sehr begrenzten Beobachtungen reichen, ist Polyandrie der einzige Gesellschaftszustand, in welchem Eifersucht und Streitigkeiten aus sexuellen Ursachen die Ausnahme und nicht die Regel bilden".

alle tiefer eingreifenden Verbindungen des Menschen mit anderen seiner Art sich individualisieren werden. Obschon man dagegen anführen könnte, dass der Mensch ein immer komplizierteres Wesen wird, und dass diese steigende Kompliziertheit ihn eher zu einer grösseren, als geringeren Zahl von Beziehungen treiben sollte, so lässt sich doch auf der anderen Seite der Schluss nicht abweisen: je tiefer und feiner nuanciert die Liebesempfindungen eines Menschen werden, um so unwahrscheinlicher wird es, dass mehr als ein Mensch sich findet, der seinen individuellen Forderungen entspricht, und seine Liebesverbindungen müssen daher um so dauerndere und festere werden. Vom Weibe kann man nicht behaupten, dass sie von Natur aus polyandrisch veranlagt sei, wie der Mann polygyn ist. Es giebt natürlich eine grosse Menge von Weibern, bei den civilisierten, wie bei den wilden Völkern, die in einem Zustand der Polyandrie leben; aber schon infolge ihrer geringeren sexuellen Bedürfnisse und der langen Perioden der Schwangerschaft ist eigentlich ein Mann für sie physisch ausreichend, und ihre

Fähigkeit, in einem Mann aufzugehen, wird durch ihre hingebende und liebefordernde Natur vielleicht noch gesteigert.

So können wir denn sagen, dass bei beiden Geschlechtern die Entwicklung sich in der Richtung auf eine immer vollkommenere Ausbildung jener Doppeleinheiten von vermählten Paaren vollzieht. (Ich möchte das Wort Monogamie vermeiden, weil sich heute bereits so traurige Bilder daran knüpfen.) Und wenn wir es auf der einen Seite perhorrescieren, solchen natürlichen Verbindungen den Stempel einer erlogenen Unwiderruflichkeit oder einer dogmatischen Exklusivität aufzupressen, so wollen wir doch das allgemeine Streben und die Sehnsucht nach solchen Verbindungen als eine natürliche Thatsache anerkannt wissen, die von allen künstlichen Gesetzen unabhängig ist, gerade wie wir an den natürlichen Drang zweier Atome verschiedener chemischer Substanzen glauben, ein zusammengesetztes Atom oder Molekül zu bilden.

Es dürfte gar nicht schwer fallen, ganz jungen Leuten das Verständnis hier-

für zu erwecken; ihnen begreiflich zu machen, dass, wenn sie auch in frühen Jahren mit einem gewissen Ueberschuss an Leidenschaft zu kämpfen haben mögen, der tiefste Wunsch ihres Wesens doch wohl auf eine dauernde Verbindung mit einer Genossin oder mit einem Genossen gerichtet sein wird, und dass sie, um dieses Ziel zu erreichen, lernen müssen, alle ihre Selbstbeherrschung gegen die ziellosen Fluten ihrer Triebe aufzubieten und all ihre Geduld und Zärtlichkeit zur Verwirklichung jener Verbindung, wenn die Zeit dafür gekommen ist. Die meisten jungen Männer und Mädchen werden in dem sogenannten romantischen Alter die Bedeutung der Sache leicht würdigen können und diese Forderung einsehen, und sie würde ihnen einen viel tieferen und natürlicheren Begriff von der Heiligkeit der Ehe geben, als all die künstlichen Gewitter, die Kirche und Staat über diesen Gegenstand hinausdonnern.

Gewiss wird schon die Andeutung der blossen Möglichkeit, den Menschen in ihren geschlechtlichen Beziehungen eine grössere Freiheit der Wahl und der

Erfahrung zu geben, manche Leute erschrecken. Aber ich glaube nicht, dass sie darum erschrecken, weil sie etwa nicht wüssten, dass die Männer sich bereits eine ganz beträchtliche Freiheit gestatten, und dass ein grosser Teil der unbestrittenen Schäden, die mit dieser Freiheit verbunden sind, daraus entsteht, dass sie nicht anerkannt, sondern prüde ignoriert wird. Sie erschrecken auch nicht deshalb, weil sie etwa nicht wüssten, dass eine grosse Anzahl anständiger Frauen und Mädchen entsetzliche Qualen und Angst erleiden, nur infolge der absoluten Unerfahrenheit in sexuellen Dingen, in der sie erzogen werden und leben müssen, — sondern ihr Erschrecken kommt daher, dass diese guten Leute der Anschauung sind, die geringste Erleichterung der formalen Schranken zwischen den Geschlechtern könne nichts anderes bedeuten (und auch gar nicht anders gemeint sein), als eine vollkommene Auflösung aller Bande und die ungezügelte Herrschaft der Gelüste. Sie sind überzeugt, dass nur die unnachgiebigste und quälendste Zwangsjacke die Gesellschaft vor Wahnsinn und Zerstörung behüten kann.

Für jene aber, die den Thatsachen ins Angesicht zu schauen vermögen und sehen, dass das wirkliche Wesen der Ehe sich in den Seelen der Menschen immer mehr von der blossen Formel der Ehe scheidet und ihr entgegengestellt wird, deren erster Gedanke wird vermutlich ein Aufjauchzen sein, dass nach dieser jahrhundertelangen Ueberschätzung der blossen Form überhaupt noch Sinn für das Wesen des Bundes erhalten blieb. Und ihr zweiter Gedanke wird die Frage sein, wie man diesem Wesen seine natürliche Form, seinen natürlichen Ausdruck geben kann. Wenn wir uns einmal darüber klar geworden sind, dass die Bildung einer mehr oder weniger dauernden Doppeleinheit — für unsere Rasse und unsere Zeit — das natürliche Gesetz der emporführenden Wege, der geschlechtlichen Entwicklung ist, und dass diese Entwicklung sich, wieviel Ausnahmen ihr auch scheinbar widersprechen mögen, ohne Rücksicht auf alle künstlichen Schranken und Zwangsmassregeln, langsam aber unaufhaltsam vollzieht, — dann werden wir uns bei dem Gedanken an eine grössere Freiheit für

diese Entwicklung nicht mehr die Haare ausraufen oder die Kleider zerreissen, sondern lieber darüber nachdenken, wie solch eine freie Bahn für sie am besten und vernünftigsten geschaffen werden kann.

Dieser Frage soll der Rest dieses Kapitels gewidmet sein. Und mit Rücksicht auf alles, was ich früher gesagt, wird es sich vermutlich ergeben, dass die Punkte, die als Mittel zur Erreichung dieses Zieles am meisten Beachtung verdienen, die sind: 1. die Forderung der Freiheit und Unabhängigkeit der Frauen überhaupt. 2. Die Schaffung irgend eines vernünftigen Unterrichts für Kopf und Herz der Jugend beider Geschlechter. 3. Die Anerkennung eines freieren kameradschaftlicheren, weniger ängstlich und kleinlich exklusiven Verhältnisses in der Ehe selbst. Und 4. die Abschaffung oder Abänderung der gegenwärtig geltenden abscheulichen Gesetze, die zwei Menschen in der gewissenlosesten Weise das g a n z e L e b e n aneinanderfesseln, auch wenn ihre Verbindung eine ganz und gar unnatürliche und unselige ist.

Jeder muss zugeben, dass der erste Punkt von grundlegender Wichtigkeit ist. Sowie wahre Freiheit nicht ohne Liebe, so kann wahre Liebe nicht ohne Freiheit bestehen. Man kann sich einem anderen nicht wahrhaft geben, wenn man nicht vorher in Wahrheit sein eigener Herr oder seine Herrin ist. Und zwar muss es nicht nur eine ganz selbstverständliche Sache werden, dass auch die Frauen nur von sich abhängig sind und über sich selbst ebenso frei verfügen können, wie die Männer, in allen Dingen, in allen sittlichen, socialen und ökonomischen Fragen — dies wird allmählich kommen — sondern es muss auch das Gesetz in einer ganzen Reihe von Fällen geändert werden, wo es hinter dem allgemeinen sittlichen Bewusstsein zurückgeblieben ist, wie z. B. in der heutigen Ehe, in der das Recht der Frau auf ihren eigenen Leib noch ganz im ungewissen ist, oder in der Politik, wo es ihr noch immer eine Stimme bei der Schaffung der Gesetze verweigert, die sie selbst zu binden bestimmt sind.

Was den zweiten Punkt anlangt, so wird heute niemand mehr ernstlich in

Zweifel ziehen, dass es wünschenswert ist, Knaben und Mädchen über alle diese Dinge in angemessener Weise zu unterrichten. Das ist ein Punkt, über den ich genügend gesprochen habe, und der hier nicht weiter erörtert werden muss. Aber ausserdem ist es von grösster Wichtigkeit, — und, wie die Dinge heute liegen, vielleicht besonders richtig für die Mädchen, — dass jeder junge Mann und jedes Mädchen vom anderen Geschlecht persönlich genug sehe und wisse, und das frühzeitig genug, um sich ein gewisses Urteil über seine Beziehungen zum anderen Geschlecht und zu sexuellen Fragen im allgemeinen bilden zu können. Es ist einfach ungeheuerlich, es ist monströs, dass die erste zufällige geschlechtliche Erregung, deren wahre Natur eine ganz geringe Erfahrung erklären würde, unter Umständen das Schicksal zweier Menschen für das ganze Leben entscheiden soll. Aber je mehr die Geschlechter voneinander getrennt gehalten werden, um so überwältigender werden solche Erregungen, und um so unwissender sind beide Teile über ihre Bedeutung. Es ist zweifellos einer

der grossen Vorteile einer gemeinsamen Erziehung beider Geschlechter, dass sie diese Gefahren bedeutend vermindert. Gemeinsame Erziehung, alle Spiele und Sporte bis zu einem gewissen Grade gemeinsam, und fort mit dem blödsinnigen Aberglauben, dass, weil Corydon und Phyllis sich zufällig einmal, vor dem Thore sitzend, geküsst haben, sie nun unbedingt ihr ganzes Leben zusammenleben müssen! Schon das wird eine erhebliche Besserung bringen. Auch wird ein vernünftiger Verkehr dieser Art zwischen den Geschlechtern keineswegs notwendig zur Vermehrung gelegentlicher oder geheimer geschlechtlicher Beziehungen führen. Aber, selbst wenn solche Dinge sich da oder dort einmal ereignen sollten, so würden sie nicht mehr jene verhängnisvollen und unverzeihlichen Sünden sein, als welche sie heute, wenigstens für Mädchen, angesehen werden. Die Anerkennung irgend eines allgemeinen vorehelichen Geschlechtsverkehrs wird dem Temperament nordischer Völker vermutlich alle Zeit fremd und widerstreitend bleiben. Aber es ist sehr fraglich, ob die Ge-

sellschaft in ihrer tödlichen und fetischartigen Angst vor dieser Gefahr dadurch, dass sie die Jugend beider Geschlechter in Unwissenheit und Dunkel und in Abgeschiedenheit voneinander hielt, nicht ärgere Uebel und Leiden geschaffen hat, als die, die sie verhüten wollte, und ob sie dadurch, dass sie allen sexuellen Dingen eine so fieberhaft übertriebene Bedeutung gab, nicht auch diese besondere Gefahr, die sie so fürchtete, eher gesteigert als verringert hat.

An dritter Stelle kommen wir dazu, dass in der Ehe selbst ein freieres, weiteres und gesünderes Verhältnis zwischen den Gatten herrschen muss, als heute im allgemeinen besteht. Wie anziehend in mancher Richtung das Ideal einer ganz exklusiven Verbindung auch sein mag, es läuft immer die verhängnisvolle Gefahr, auf die wir bereits hingewiesen haben, zu einer blossen stumpfen gepaarten Selbstsucht zu entarten. Aber die Liebe wird zuletzt nicht durch das genährt, was sie nimmt, sondern durch das, was sie giebt; und selbst die Liebe zwischen Mann und Weib kann nur genährt und gesteigert

werden durch die Liebe, die beide anderen noch zu geben wissen. Wenn sie nicht im stande sind, aus ihrer geschlossenen Zelle herauszutreten, um auch noch anderen die Hand zu reichen und denen Liebesbeweise zu geben, die ihrer mehr bedürfen als sie selbst, oder wenn sie gar einander misstrauen, sobald eines von ihnen das thut, dann sind sie sicher nicht sehr geeignet, miteinander zu leben.

Eine Ehe, so frei, so spontan, so in sich selbst begründet, dass sie den Gatten weite Wege voneinander weg gestatten würde, sei es in gemeinsamen oder auch in ganz getrennten Aufgaben und Interessen, und sie dennoch all die Zeit im Band absolutester Sympathie zusammenhalten würde, eine solche Ehe würde gerade durch ihre Freiheit nur um so heisser anziehend, und gerade durch ihren Spielraum und ihre Weite nur um so reicher und lebenskräftiger, ja in gewissem Sinn unzerstörbar sein; gleich dem Verhältnis zweier Sonnen, die in fliessenden und rückkehrenden Kurven kreisen, sich nur voneinander entfernen, um mit vermehrter Schnelligkeit zu nächster Nähe zurückzukehren,

und wenn sie beisammen sind, ihre Strahlen zum leuchtenden Glanze eines Doppelsterns vereinigen.

Die Unfähigkeit, diese so einfache Wahrheit zu erkennen oder zu verstehen, hat sehr viel dazu beigetragen, dass die monogamische Ehe ein solcher Fehlschlag geblieben ist. Die beschränkte physische Eifersucht, das erbärmliche Gefühl des Privateigentums an einem anderen Menschen, die öffentliche Meinung und gesetzliche Zwangsvorschriften haben alle gemeinsam daran gearbeitet, die Gattenliebe zu erwürgen und sie in Egoismus, Wollust und Niedrigkeit zu ersticken. Aber es ist doch sicherlich nicht so schwer (für die, die an eine wirkliche Ehe überhaupt glauben), sich ein so aufrichtiges und natürliches Vertrauen zwischen Mann und Weib vorzustellen, dass keiner von ihnen über die Freundschaft des anderen mit einer dritten Person gar so sehr erschrecken würde, noch sogleich schliessen würde, dass das nichts anderes als Untreue bedeuten könne; es ist nicht einmal schwer, sich vorzustellen, dass solch eine Freundschaft von beiden Gatten als Gewinn begrüsst

würde. Und wenn es, für manche Leute, ganz unmöglich ist, in solchen Intimitäten etwas anderes zu sehen, als die Verwirrung aller geschlechtlichen Beziehungen und ein Chaos blosser tierischer Begierden, dann können wir nur erwidern, dass diese Anschauung mit verhängnisvoller Präcision die Denkungsart zeigt, die durch unser gegenwärtiges Ehesystem hervorgerufen wird. Wenn man an eine vernünftige Ehe überhaupt glauben soll, muss man doch den beiden Personen, um die es sich handelt, ein g e w i s s e s Mass von wirklicher Zuneigung, Ehrlichkeit, Verstand und Selbstbeherrschung zutrauen.

Wenn man übrigens in Betracht zieht, wie merkwürdig und unglaublich verschieden sich die Liebe bei den Menschen äussert, sobald das Gefühl einmal wirklich in Frage kommt und analysiert wird: wie die Liebeshingabe der Seele und des Leibes bei dem einen Menschen vollkommen anders ist als bei einem anderen, so dass die Sache beinahe einen verschiedenen Namen erfordert, wenn man sieht, wie die eine Leidenschaft vorherrschend körperlich ist und bei der anderen das Gefühl überwiegt, und wie-

der eine andere beschaulich oder vergeistigt oder praktisch oder sentimental ist; wie sie in dem einen Fall exklusiv und eifersüchtig ist und in dem anderen gastlich und frei u. s. w., — wenn man das alles bedenkt, muss es in der That voreilig scheinen, irgend welche starre und feste allgemeine Gesetze für die ehelichen Beziehungen aufzustellen oder zu behaupten, dass eine wahrhafte und ehrenhafte Zuneigung nur in dieser oder jener speciellen Form bestehen könnte. Gerade diese Verschiedenartigkeit der Liebe macht es vermutlich möglich, dass Eheleute mit ausserhalb stehenden Personen des anderen Geschlechts auf dem intimsten Fuss stehen und einander doch vollkommen treu bleiben können; und in gewissen seltenen Fällen werden sich selbst dreieinige und noch andere Beziehungen dauernd aufrecht erhalten lassen, aber nicht in der verlogenen und schimpflichen Weise, in der das heute geschieht.

Wir kommen nun zum letzten Punkt, nämlich zu den notwendigen Abänderungen der gegenwärtig geltenden Ehegesetze.

Soviel ist ziemlich klar, dass die

Menschen nicht mehr lange darein willigen werden, sich unwiderruflich fürs ganze Leben zu binden, wie heute. Und in der That machen sich bereits Anzeichen in Fülle bemerkbar, dass die Anschauungen sich in dieser Richtung immer mehr ändern. Je mehr die Menschen die Heiligkeit und Natürlichkeit einer wahrhaften Verbindung erkennen, um so weniger werden sie gewillt sein, sich die Möglichkeit einer solchen durch einen künstlichen Vertrag auf Lebenszeit, den sie in ihren grünsten Tagen geschlossen haben, zu versperren. Das grosse Bollwerk der bestehenden Institution ist bis heute die Abhängigkeit der Frauen gewesen, die jeder Frau ein direktes und höchst materielles Interesse daran gab, die angebliche Heiligkeit des Bandes aufrecht zu erhalten, und jeden Mann, der ein wenig Edelmut besass, davon abhielt, eine Aenderung vorzuschlagen, die so ausgesehen hätte, als wollte er sich selbst auf Kosten des Weibes freimachen. Aber so wie diese thatsächliche Abhängigkeit der Frauen allmählich aufhört, und in demselben Masse, wie die grosse Thatsache der geistigen Natur jeder wahren Ehe zu

hellerer Klarheit krystallisiert, in dem Masse werden auch die formellen Bande, die das Entstehen wahrer Ehen hemmen, allmählich zerbrechen und bedeutungslos werden.

Jede Liebe, die überhaupt tief empfunden wird, trägt ein transcendentales Element in sich, das es für zwei Liebende — selbst wenn sie nur durch eine vorübergehende geschlechtliche Anziehung zu einander getrieben werden — zur natürlichsten Sache in der Welt macht, einander ewige Treue zu schwören; aber etwas geradezu Diabolisches und Mephistophelisches liegt in dem Verhalten des Gesetzes, das sich in diesem kritischen Moment gleichsam von rückwärts heranschleicht und in dem Augenblick, wo es die beiden einander Treue schwören hört, sein Buch triumphierend zuklappt und ausruft: „So, jetzt seid Ihr verheiratet und fertig für den Rest Eures Erdenlebens."

Was für thatsächliche Veränderungen in Gesetz und Sitten der kollektive Geist der Gesellschaft herbeiführen wird, das lässt sich heute natürlich nicht in seinen Details erkennen und voraus-bestimmen. Aber, dass die Stromrich-

tung im allgemeinen zu grösserer Freiheit treiben wird und muss, das ist ziemlich klar. Ideal gesprochen liegt es auf der Hand, dass eine Verbindung, die sich irgendwie der vollkommenen nähert, vollkommene Freiheit zur Voraussetzung haben muss; und wenn es auch sehr glaublich und nur natürlich ist, dass ein Liebender aus der Fülle seines Herzens Versprechungen macht und sich binden will, so ist es doch fast unbegreiflich, dass ein nur irgendwie stolzer und zartfühlender Mensch, ein Mensch, der tiefer Empfindungen überhaupt fähig ist, vom Geliebten ein Versprechen verlangen könnte. Und da es unzweifelhaft eine gewisse natürliche Zurückhaltung und Verschwiegenheit in allen geschlechtlichen Dingen giebt, so wäre es vielleicht das richtigste in einer wahren Ehe, nichts zu sagen, keine Versprechungen zu machen, weder für ein Jahr, noch für Lebenszeit. Versprechungen sind immer von Uebel, und wenn das Herz voll ist, geziemt ihm Schweigen am meisten. In der Praxis indessen werden, — da eine Liebe solcher Art sich nur langsam verwirklichen und allgemein

werden kann, da alle socialen Sitten sich nur langsam ändern, und da die teilweise Abhängigkeit und Sklaverei des Weibes noch eine gute Weile dauern wird, — während dieser Uebergangszeit wahrscheinlich formelle Verträge irgend einer Art noch beibehalten werden;*) nur werden diese, wollen wir hoffen, ihren unwiderruflichen und starren Charakter verlieren und bis zu einem gewissen Grad den Bedürfnissen der vertragschliessenden Teile angepasst sein.

Solche Verträge könnten natürlich, wenn sie eingeführt werden, die mannigfachsten und in den einzelnen Fällen verschiedenartigsten Bestimmungen über die ehelichen Rechte, über die Dauer und die Auflösungsbedingungen, die Teilung der Güter, die Verantwortlichkeit für die Kinder und die Rechte auf sie u. s. w. enthalten. In gewissen Fällen*) könnten sie möglicherweise einer späteren und dauernderen Verbindung vorausgehen; in anderen würden sie, für den Fall, dass die Ehe unglücklich ausgeht, Mittel vorsehen, sie zu

*) Siehe Anhang.

trennen, ohne die wüsten Skandale der gegenwärtigen Scheidungsprozesse. Man kann indessen auch sagen, dass die öffentliche Meinung in unserem Lande, anstatt irgend ein neues Vertragssystem einzuführen, vielleicht einfach nur einer Erleichterung der Scheidung sich zuneigen dürfte; sobald diese — bei entsprechender Sorge für die Kinder — nur von der gegenseitigen Einwilligung abhängig gemacht ist, würde die Sache auf wenig mehr als eine Anmeldung und Protokollierung hinauslaufen und die Skandale des Prozessführens vermeiden. In jedem Fall aber glaube ich, dass die Eheverträge, wenn sie überhaupt beibehalten werden, mehr und mehr Angelegenheiten privater Verständigung werden müssen, soweit es sich um die Beziehungen zwischen den Gatten handelt; und in dem Mass, als die Frauen freier werden und fähiger, ihre eigenen Rechte wahrzunehmen und selbständig zu handeln, wird es auch wahrscheinlich so werden. In jeder halbwegs anständigen Gesellschaftordnung müsste es als unerträglich empfunden werden, dass der plumpe Störenfried Staat sich in die zarten Fragen des ehelichen

Lebens überhaupt einmischt. Der heutige Zustand ist einfach widersinnig. Auf der einen Seite giebt das Gesetz, das seit unvordenklichen Zeiten zu Gunsten des männlichen Geschlechtes geschaffen worden ist, dem Ehemann barbarische Rechte über die Person seiner Gattin; auf der anderen Seite kommt es, um sie dafür zu entschädigen, mit den Narrenpossen der gebrochenen Eheversprechen; und in jedem Fall, sobald es einmal seinen Segen über ein Paar gesprochen hat, wie verhasst die Verbindung auch beiden Teilen werden sollte und wie klar ihre Verfehltheit auch vor aller Augen läge, schielt das blödsinnige Ding wie eine Eule auf sein eigenes Machwerk und erklärt sich ausser stande, den schädlichen Knoten wieder aufzulösen, den es einmal geknüpft hat.

Der einzige Punkt, der dauernd Anlass zur Einmischung des Gesetzes geben wird, und bei dem die öffentliche Autorität sich unzweifelhaft irgendwie fühlbar machen soll, ist die Frage der Kinder, aus welcher Verbindung immer sie nun entsprungen seien. Hier hört das Verhältnis der beiden Gatten auf,

eine Privatsache zu sein und wird eine sociale Angelegenheit; nun handelt es sich darum, die Interessen des Kindes selbst und der Nation, deren künftiger Bürger das Kind ist, zu schützen. Jeder Ehevertrag und jeder Scheidungsantrag müsste, bevor er von der öffentlichen Autorität sanktioniert werden könnte, befriedigende Bestimmungen über die Obsorge und Erhaltung der Kinder in allen Eventualitäten enthalten; dabei aber darf nicht etwa die gesetzliche Distinktion zwischen „natürlichen" und „legitimen" Kindern aufrechterhalten werden, denn das ist doch ganz klar, dass, wie immer einzelne Menschen oder die ganze Gesellschaft über die Aufführung der Eltern denken mag, daraus in keinem Fall dem Kinde irgend ein Nachteil oder eine Rechtsverringerung erwachsen darf, noch dürfte es den Eltern, wo sie bekannt sind, gestattet sein, sich der vollen Verantwortung dafür, dass sie sie in die Welt gesetzt, zu entziehen. Wenn die guten Leute, die ein so schreckliches Geschrei dagegen erheben, dass Menschen eine Ehe eingehen, ohne das ganze Abracadabra des Gesetzes durch-

zumachen, unter dem Vorwand, „dass ihnen das Schicksal der Kinder so sehr am Herzen läge", wenn diese einmal aufstehen und eine Abänderung des Gesetzes dahin verlangen würden, dass illegitime Kinder dieselben Personenrechte und dieselben Ansprüche an ihre Eltern erhalten, wie die legitimen, dann würden sie die Ehrlichkeit ihrer Sorge um die Kinder besser beweisen, als mit ihrer sittlichen Entrüstung, und dann würde auch in der That etwas im Interesse wirklicher Sittlichkeit gethan sein.

Wenn man dagegen einwenden sollte, dass Privatverträge oder solche Erleichterungen der Scheidung, wie ich sie hier angedeutet, einfach dazu führen würden, dass die Menschen frivole, versuchsweise Verhältnisse eingehen und wieder abbrechen werden ad infinitum, so muss man wiederum bedenken, dass schon die Verantwortlichkeit für die entsprechende Aufziehung und Erhaltung der Kinder solch einem Treiben sehr ernste Schranken vorschieben würde. Und dann: zu glauben, dass irgend ein grösserer Teil des Volkes sein Heil in einer Art ehelichen Wechsellaufspiels finden würde,

heisst glauben, dass die Masse des Volkes niemals auch nur die Rudimente des gesunden Menschenverstandes in solchen Dingen erworben hat oder gelehrt worden ist, heisst überhaupt einen Fall annehmen, für den sich in der Sittengeschichte aller Nationen oder Stämme, die wir kennen, kaum eine Parallele finden lässt.

Zum Schlusse muss es jedem einleuchten, dass sehr grosse Veränderungen zum Besseren auf dem Gebiete der Ehe nur als Begleiterscheinungen tiefgreifender Veränderungen des ganzen Gesellschaftszustandes eintreten können; und dass legislative Abänderungen allein nur einen sehr beschränkten Fortschritt herbeiführen können. Es ist überhaupt nicht sehr wahrscheinlich, dass, solange die gegenwärtige, auf dem Handel beruhende Gesellschaftordnung fortdauert, die bestehenden Ehegesetze — die eben auf der Idee des Privateigentumes begründet sind — irgend eine sehr radikale Aenderung erfahren werden, obgleich sie immerhin bis zu einem gewissen Grad modifiziert werden mögen. Viel wahrscheinlicher ist, dass die Gesetze bleiben, aber die Praxis sich

ändern und in neue Sitten und Formen hinübergleiten wird. Wenn dann die neue Gesellschaftsordnung ersteht, deren Umrisse bereits innerhalb der Struktur der alten erkennbar werden, dann werden viele der Schwierigkeiten und Popanze, die heute einem gesünderen Verhältnis zwischen beiden Geschlechtern hemmend im Wege zu stehen scheinen, von selbst verschwinden.

Eins muss indessen gesagt werden: Wenn es auch absolut notwendig ist, dass Gesetz und Sitte freier und menschlicher werden, so kann man doch gerechterweise diese beiden alten Tyrannen nicht allein für all die Wirrungen und Bitternisse des geschlechtlichen Lebens verantwortlich machen. Millionen von Menschen leben zur Stunde, die niemals in glücklicher Ehe leben könnten, auch nicht unter den günstigsten Bedingungen, einfach weil ihre Naturen die Elemente nicht in genügender Stärke enthalten, die ihnen eine völlige liebende Hingabe an einen anderen Menschen möglich machen würden. Und solange das menschliche Herz das bleibt, was es ist, wird es na-

türliche Tragödien geben, die aus der Bereitwilligkeit oder dem Widerstand eines Menschen, den anderen freizugeben, entspringen werden, wenn der erstere findet, dass seine oder ihre Liebe nicht erwidert wird.*) Wenn es absolut notwendig ist, dass diese natürlichen Tragödien nicht durch gesetzliche und amtliche Intervention überflüssig kompliziert und vermehrt werden, dass nicht jene zahllosen künstlichen Tragödien erzeugt werden, die so quälend sind, wenn wir sie auf der Bühne oder im Roman dargestellt finden, und so traurig, wenn

---

*) Vielleicht eine der düstersten und unerforschlichsten dieser natürlichen Tragödien liegt für das Weib darin, dass der Mann, dem sie zuerst ihren Leib hingiebt, wie sein Charakter auch sein mag, einen so tiefen und unabänderlichen Anspruch auf ihr Herz gewinnt. Und während es, sowohl für den Mann wie für das Weib, fast unmöglich ist, sich selber oder das Wesen der Anderen wirklich zu verstehen, solange sie keine geschlechtlichen Erfahrungen haben, so ist es im Falle des Weibes nun einmal so, dass die Erfahrung, die ihr die Möglichkeit der Wahl erst geben sollte, sehr häufig die ist, die ihr Schicksal ein für allemal besiegelt. Sie offenbart ihr wie mit einem Blick die Tragödie eines ganzen Lebens, das vor ihr liegt, und das sie doch rettungslos auf sich nehmen muss.

wir sie im wirklichen Leben wahrnehmen, so lässt sich doch nicht verkennen, dass, solange nicht das tausendjährige Reich anbricht, diese natürlichen Tragödien immer da sein werden, und dass keine Institution der Ehe und kein Abschaffen einer Institution uns von ihnen befreien wird. Der vollständige und unwandelbare Abscheu davor, einen anderen Menschen „im Käfig zu halten" oder eine Liebe anzunehmen, die nicht vollkommen frei und spontan entgegengebracht wird, dieser Abscheu, der mehr und mehr das Kennzeichen, so wollen wir wenigstens hoffen, der menschlichen Liebe werden wird, wird auch unvermeidlich seinen Preis menschlichen Leidens kosten; aber die Liebe, die damit gewonnen werden wird, wird für den einzelnen wie für die ganze Gesellschaft zuletzt des Stachels wert gefunden werden und wird so hoch über jener anderen Liebe stehen, wie ein wilder Paradiesvogel, der ungeheissen aus dem Walde sich auf unsere Hände niederlässt, lieblicher ist als der gefangene Vogel, den wir mit verschnittenen Flügeln hinter den Stangen des Käfigs halten. Liebe ist zweifellos der letzte

und schwierigste Gegenstand, den die Menschheit zu lernen hat; sie ist in gewissem Sinn das Fundament aller anderen. Vielleicht ist für die modernen Nationen die Zeit gekommen, wo sie aufhören, Kinder zu sein und einen Versuch machen, sie zu erlernen.

Die freie Gesellschaft

Zum Schlusse wollen wir einen freieren und weiteren Ueberblick über das ganze Gebiet dieser intimsten menschlichen Beziehungen versuchen, als in den vorhergehenden Kapiteln möglich war, und einige wenige allgemeine Bemerkungen darüber machen.

Eine der grossen Schwierigkeiten, die einer allgemeinen Verständigung über sexuelle Fragen im Wege stehen, eine Schwierigkeit, auf die bereits wiederholt hingewiesen wurde, ist die ausserordentliche Verschiedenheit der Empfindungsweise und des Temperaments der Menschen in diesen Dingen. Diese Schwierigkeit wird noch vermehrt durch die Zurückhaltung, die, sei sie nun eine natürliche oder eine

künstliche, es den Menschen so selten möglich macht, ihre Empfindungen frei auszusprechen. In dem grossen Ocean giebt es so viele Strömungen, kalte und warme, frische und salzige, und Brackwasser; und jeder glaubt, dass die Strömung, in der er lebt, der ganze Ocean sei. Ein Mann von Welt vermag einen einsamen Asketen kaum zu verstehen und jedenfalls nicht mit ihm zu sympathisieren, — ein Unverständnis und eine Geringschätzung, die in der Regel erwidert werden; das vorwiegend mütterlich veranlagte, das sexuelle und das philanthropische Weib sind einander mehr oder minder unverständlich; der Durchschnittsmann und das Durchschnittsweib treten an die grosse Leidenschaft von ganz verschiedenen Seiten heran, und missverstehen einander infolgedessen unaufhörlich; und diese beiden grossen Klassen des Menschengeschlechtes sind wiederum ganz ausser stande, jene andere scharf umrissene Klasse von Menschen zu verstehen, deren Liebesneigungen von Geburt aus nur dem eigenen Geschlechte gelten, ja, sie wollen die Existenz einer solchen Gattung von Menschen kaum aner-

kennen, obgleich sie thatsächlich eine grosse und wichtige in jeder Gesellschaftsgruppe ist. All diese Verschiedenheiten sind bisher so wenig der Gegenstand unvoreingenommener Forschung gewesen, dass wir in einem ganz erstaunlichen Grad im Dunkeln darüber sind.

Wenn wir die Geschichte überblicken und all die mannigfachen Sitten der Welt bei den verschiedenen Rassen und Völkern und in den verschiedenen Zeitperioden verfolgen, so finden wir all jene natürlichen Divergenzen der menschlichen Natur gleichsam wiedergespiegelt in den ausserordentlich verschiedenen Gebräuchen, die sich im Laufe der Zeit ausgebildet haben und anerkannt worden sind. Wir sehen, dass bei manchen Völkern die Geschlechtlichkeit eine Verehrung genoss, die der Verehrung der Götter gleichkam, und finden, was uns ebenso erstaunlich vorkommen muss, dass die orgiastischen Riten und Saturnalien der Frühzeit mit dem religiösen Gefühl im intimsten Zusammenhang standen; wir finden, dass in anderen Zeiten Askese und Keuschheit und jede Verleugnung des Fleisches

verherrlicht und als der einzige Weg zum Himmelreich angesehen ward; wir entdecken, dass die Ehe in unzähligen Formen eingerichtet und definiert und sanktioniert wurde, und dass jede dieser Formen in ihrer Zeit und in ihrem Lande als die einzig sittliche, ja als die einzig mögliche angesehen wurde; und dass die Stellung des Weibes unter diesen verschiedenen Bedingungen gleichfalls in merkwürdiger Weise gewechselt hat, dass in einigen der primitiven Gesellschaftordnungen, wo Gruppenehen*) der einen oder der anderen Form herrschten, ihre Würde und ihr Einfluss den höchsten Grad erreichten; dass bei gewissen Formen der Monogamie, wie zum Beispiel bei den Nagas in Bengalen, die Frauen in der schändlichsten Erniedrigung lebten, während sie z. B. im alten Aegypten und im späteren römischen Reich mit Achtung behandelt wurden u. s. w. Wir können nicht umhin zu erkennen, wie ungeheuer die

*) Anm.: Letourneau („Entwicklungsgeschichte der Ehe" pag. 173) erwähnt unter den niedrigen Rassen, bei denen die monogamische Ehe herrscht, noch die Veddahs auf Ceylon, die Bochimanen in Südafrika und die Kurnais in Australien.

Verschiedenheit der Gebräuche und Anschauungen ist, die auf dem Gebiet des Verhältnisses der Geschlechter in der Welt geherrscht haben; und wir können, möchte ich hinzufügen, wenn wir human, d. h. für die ganze Menschheit, zu empfinden vermögen, unmöglich es wagen, unseren Finger endgültig auf irgend eine Sitte oder Institution zu legen und zu sagen: „Diese hier ist die richtige."

Es scheint mir im Gegenteil wahrscheinlich, dass die Menschen in einer wirklich freien Gesellschaftsordnung alle Resultate und Erscheinungen der früheren Zeit aufnehmen und sich zu nutze machen werden. Wenn, wie wir betont haben, die historischen Formen und Gebräuche die äusseren Zeichen von Tendenzen und Instinkten sind, die noch immer unter uns existieren, dann muss es unsere Aufgabe sein, diese Tendenzen nicht etwa auszurotten, sondern den richtigen Platz und eine wirklich rationelle Ausdrucksform für sie zu finden. Dass die verschiedenen Gebräuche des socialen Lebens vergangener Zeiten unter der Oberfläche der modernen Gesellschaft noch immer fort-

bestehen, das wissen wir gut genug; und die Gesellschaft der Zukunft wird sie wahrscheinlich anerkennen, aber auch ganz und gar umwandeln. Ja, ihre Anerkennung wird die Umwandlung bereits unvermeidlich nach sich ziehen, schon dadurch, dass sie sie aus dem Dunkel ins Licht bringen und aus den alten Bedingungen, aus der Umgebung vergangener Gesellschaftszustände in die neuen Bedingungen des modernen Lebens versetzen wird. Die Polygamie zum Beispiel oder irgend eine verwandte Form der Verbindung der Geschlechter würde, vorausgesetzt, dass sie sich wirklich von selbst und naturgemäss in einer Gesellschaftsordnung entwickeln sollte, die den Frauen in ihren Beziehungen zu den Männern vollkommene Freiheit und Unabhängigkeit einräumen würde, einen ganz und gar anderen Charakter annehmen, als die Polygamie der alten Welt, sie würde aufhören, einen erniedrigenden Einfluss auf die Frauen auszuüben, schon deshalb, weil sie nur der spontane und freie Ausdruck ihrer Zuneigung zu einander und zu einem gemeinsamen Gatten wäre. Die Monogamie würde unter den

gleichen Umständen ihre Engheit und Dumpfheit verlieren; und selbst das Leben der Hetäre, d. h. des Weibes, das die Genossin mehr als eines Mannes zu sein erwählt, müsste nicht ohne Würde, Ehre und aufrichtige Zuneigung sein.

Wenn jemals reine Anschauungen über das Geschlechtsleben vorherrschend werden; wenn ein Gefühl der Reinheit sich mit diesem ganzen Lebensgebiet verbindet, — so wie heute das Gegenteil der Fall ist, — wenn der menschliche Körper jemals rein wird (was er heute sicherlich nicht ist), rein und schön und anerkannt von innen und aussen — und dies kann er natürlich nur durch eine vollkommen veränderte Lebensführung werden, durch reine Nahrung, durch einen gewissen Grad von Nacktheit und eine Art von Sättigung mit freier Luft und dem Licht des Himmels —; und wenn das geistige und sittliche Verhältnis zwischen den Geschlechtern jemals ein reinliches wird, was es nur durch die Freiheit des Weibes und die Ehrlichkeit von seiten des Mannes werden kann u. s. w. — wer sähe nicht ein, wie vollständig all dies unser

Urteil über die verschiedenen geschlechtlichen Verhältnisse und unsere Anschauung von ihrer Richtigkeit und Erlaubtheit ändern müsste?

In den wilden und selbst bacchanalischen Festen aller früheren Nationen lag ein Element von Natur- und Geschlechts-Mysticismus, das in der modernen Zeit verloren gegangen ist oder vollkommen verderbt wurde; dennoch können wir nicht umhin zu erkennen, dass dieses Element ein vitales und in den tiefsten Gründen der Menschheit liegendes ist und in der einen oder anderen Form sich wahrscheinlich immer wieder behaupten und geltend machen wird. Auf der anderen Seite lag in den mönchischen und anderen asketischen Bewegungen der christlichen und der vorchristlichen Zeiten mit ihrem Streben nach einer stolzen Herrschaft über den Leib — ob man im modernen Westen auch darüber höhnen mag — eine nicht minder vitale und wichtige Wahrheit, die ebenfalls wieder mit dem ihr gebührenden Rang wird bekleidet werden müssen. Die Gebräuche früherer Rassen und Zeiten, wie seltsam sie uns auch manchmal erschei-

nen mögen, waren im Grunde zuletzt der Ausdruck von Bedürfnissen und Begierden, die in der menschlichen Natur begründet waren und zum grössten Teil noch heute in ihr liegen, wenn sie auch vielfach unter der Oberfläche der bestehenden Konvention verborgen und unterdrückt sind; und wer weiss, wie in all den erstickten Sehnsüchten von tausenden und tausenden von Herzen die grosse umfassende Seele der Menschheit, — die sich über alle Zeiten und Rassen erstreckt und alle Zeiten und Rassen in sich aufnimmt, — sich immer wieder behauptet und gegen die kleinlichen Fesseln dieses oder jenes Zeitalters anschwillt? Je näher die Gesellschaft ihrer Freiheit und Mündigkeit kommt, um so liebender wird sie diese grosse Seele, die sich in ihr verbirgt und offenbart, erfassen, um so mehr wird sie in all den Gebräuchen der Vergangenheit nur das mannigfache und vielfach geteilte Streben dieser Seele nach ihrer eigenen Erfüllung erkennen und sich hüten, sie zu verleugnen, sondern eher suchen, durch die Anerkennung und Vereinigung aller sie umzugestalten und zu adeln.

Vielleicht werden diese Bemerkungen manchem nur eine Rückkehr zu allgemeiner Verwirrung und geschlechtlichen Promiskuität zu enthalten scheinen; und solchen Leuten werden sie natürlich unvereinbar mit dem erscheinen, was ich vorher über die wahre Ehe geschrieben und über die Tendenz der Menschen, je mehr die Gesellschaft sich entwickelt, immer ernster nach lebenslanger Verbindung mit dem einmal erwählten Gefährten zu streben. Aber wer die Sache wohl überlegt, wird nicht in diesen Irrtum verfallen, denn diese Tendenz „von der Unterschiedslosigkeit zur Differenzierung", ist in Wirklichkeit die aller Evolutionen und kann nicht beiseite geschoben werden. Es liegt in dem Wesen der Liebe, dass sie im Bestreben, ihr Ziel zu verwirklichen, immer mehr und mehr nach einem dauernden und individualisierten Verhältnis drängt und nicht ruhen kann, bis der gleichgestimmte Gefährte gefunden ist. In dem Masse, als die Menschen fortschreiten, müssen ihre Beziehungen zu einander immer bestimmter und differenzierter werden, nicht aber unbestimmter — und es ist nicht die geringste Wahr-

Pag. 198.

Seligkeit einer festgegründeten seelischen Einigung zu unterscheiden; und wenn sie in manchen Fällen die zeitweise Verbindung eines Weibes mit einem Manne, um ein ersehntes und notwendiges Kind zu empfangen, anerkennen wird, so wird sie nicht so thöricht sein, dieses Weib für ihr Leben als gemeine Dirne zu brandmarken. Sie wird eben zugeben, dass es verschiedene Formeln und Funktionen des Liebesgefühles giebt, und sie wird zwar vollkommen davon überzeugt sein, dass eine lebenslange Kameradschaft, in der vielleicht das sexuelle Moment gar keine so übergrosse Rolle spielt, die befriedigendste Form ist, sie wird aber auch einsehen, dass ein ehernes Ehegesetz, das gleich dem heutigen verlangt, dass zwei Menschen entweder für immer und ewig in demselben Haus leben und einander am selben Tisch gegenübersitzen oder einander vollkommen fremd bleiben müssen, das nur zwei Arten von Intimitäten anerkennt, eine orthodoxe und eine sündhafte, eine eheliche und eine ehebrecherische, an sich die Quelle beständiger Verwirrung und unerhörter Missverhältnisse sein muss.

Zweifellos ist die Freiheit der Gesellschaft in diesem Sinn und die Möglichkeit eines Lebens, das die flutende Verkörperung wahrer Liebe in all ihren mannigfaltigen Aeusserungen sein wird, nur mit der ökonomischen Freiheit der Gesellschaft möglich. Wenn die Menschheit das industrielle Problem so weit gelöst haben wird, dass die Produkte unserer ungeheuren mechanischen Kräfte das gemeinsame Erbteil aller geworden sein und kein Mann oder Weib mehr der Eigentums-Sklave eines anderen sein wird, dann werden einige der Gründe, die heute die Prostitution und die Eigentums-Ehe und andere Verderbniserscheinungen unserer Neigung im Gefolge haben, verschwunden sein; und in solch einer ökonomisch freien Gesellschaftsordnung werden die menschlichen Verbindungen endlich nach ihren wahren inneren Gesetzen geschlossen werden.

Bis heute hat man kaum darüber nachgedacht, ob es solche innere Gesetze gebe oder nicht; all unsere Gedanken sind auf die äusseren Gesetze gerichtet gewesen, und die Wissenschaft der Liebe, wenn man diesen Aus-

druck gebrauchen darf, ist seltsam vernachlässigt worden. Wenn aber ein Mensch für einen Augenblick alle konventionellen Anschauungen, alle Gebräuche beiseite schieben und ruhigen Blicks in sein eigenes Innere schauen würde, dann würde er bemerken, dass da ganz deutlich erkennbare und unverletzliche innere Kräfte wirken, die ihn mit ganz verschiedenen Banden an verschiedene Menschen fesseln, Bande, deren Resultate ebenso verschieden als unvermeidlich sind, weil sie naturgemäss aus dem Wesen der Neigung, die diesen Menschen unwillkürlich entgegengebracht wird, folgen — und dass in dieser Welt des Herzens thatsächlich eine Art kosmischer Harmonie und Mannigfaltigkeit und eine fast astronomische Ordnung herrscht.

Das gilt ganz besonders von dem, was man das Planetengesetz der Distanzen in der Beziehung der Menschen zu einander nennen könnte. Denn von manchen Personen aus dem Bekanntenkreise eines Menschen kann man sagen, dass man sie auf eine Entfernung von 100 Meilen herzlich liebt; andere sind liebe Freunde, wenn sie eine

Meile entfernt bleiben, und wieder andere sind uns unentbehrlich in der nächsten Nähe. Wenn nun durch irgend einen Zufall der Freund, dessen Planetendistanz eine Meile ist, uns in intimer Nähe aufgedrängt wird, so ist die einzige Folge die Entwicklung einer heftigen Abstossung, einer centrifugalen Kraft, durch die er vermutlich noch weit über seine normale Distanz von uns weggetrieben wird, bis er sich mit der Zeit in der richtigen Entfernung fixiert; wenn wir andererseits für eine Zeitlang von einem Menschen getrennt werden, der uns von Rechts wegen ganz nahe steht, und von dem wir wissen, dass er zu uns gehört, dann können wir unsere Zeit abwarten, da wir wohl wissen, dass die Kräfte, die ihn zu uns zurückführen werden, mit der Trennung nur wachsen können. Wie scharf und bestimmt diese persönlichen Distanzen sind, empfindet man erst, wenn man erkennt, wie sehr die Kunst des Lebens darin liegt, dass sie gefunden und b e w a h r t werden, und wie viel Störungen und Bitternisse uns aus ihrer Verkennung erwachsen, sowie daraus, dass wir sie so oft erst nach langem Herumtap-

pen und Leiden und gegenseitigen Vorwürfen erkennen.

So klar und bestimmt sind diese und andere ähnliche Gesetze, dass sie uns manchmal glauben machen könnten, dass es wirklich eine kosmische Welt der Seelen giebt, der wir alle angehören — eine Seelenwelt, in der alle Relationen klar gegeben und ewig sind; und dass all unsere Beziehungen auf Erden nur die Ausgestaltung und der Ausdruck fern hinter uns liegender und unwandelbarer Thatsachen sind, — eine Vorstellung, die für viele Leute noch durch die sonderbare Erscheinung bekräftigt wird, dass sie so oft schon beim ersten Anblick eines neuen Menschen sich ihrer genauen Relation zu ihm bewusst werden. Diese Erscheinung ist in manchen Fällen von einem seltsamen und kaum erklärlichen Gefühl einer längst oder früher bestandenen Intimität begleitet; und in anderen, minder intimen Fällen fixiert sich die Nähe des Verhältnisses so genau und so augenblicklich, dass auch, wenn in späteren Jahren, ja in Jahrzehnten, die gegenseitige Bekanntschaft sich durch alle Arten interessanter und oft ganz unerwarteter Ent-

wicklungen und Episoden ausgestaltet, dennoch diese mittlere Distanz während der ganzen Zeit so bleibt, wie sie sich zuerst fixiert hat, und auch nicht um Haarbreite wechselt.

Ist es möglich, möchten wir (im Lichte solcher Erfahrungen) fragen, dass es in einem anderen und tieferen Sinne, als den wir bisher gemeint, wirklich eine freie Gesellschaft giebt — eine Gesellschaft, zu der wir alle mit unseren innersten Wesenheiten, bewusst oder unbewusst, gehören — die Rose der Seelen, die Dante im Paradiese schaute, — in der jedes Blatt ein Individuum und dennoch nur durch seine Verbindung mit allen anderen ein Individuum ist, — der Traum der frühen Kirche von einer ewigen Gemeinschaft im Himmel und auf Erden, das Prototyp all der Brüderschaften und Verbindungen, die auf unserem oder irgend einem Planeten existieren; und dass die ungezählten Persönlichkeiten der Menschen in dem einen grossen Ich geeint, Glieder dieses Ich und jeder ein Glied des andern (gleich den Gliedern des Körpers) in ewigen und herrlichen Relationen durch unaufhörliche Bande an-

einander gefesselt sind? Ich weiss sehr wohl, dass das wahre Wesen der Liebe durch solche Phrasen und Worte, oder durch irgend welche Worte überhaupt, nicht entsprechend ausgedrückt werden kann, aber vielleicht kommt solch eine Vorstellung der Wahrheit immerhin so nahe, als irgend eine menschliche Vorstellung es vermag; und indem wir sie festhalten, mögen wir denken, dass all unsere irdischen Beziehungen einen unaufhörlichen Versuch darstellen, durch viel Blindheit und auf noch so oft verfehlten und nutzlosen Wegen nach jenen wahren und dauernden Beziehungen zu den anderen Menschen zu tasten und sie zu finden.

Sicherlich wird, wenn ein Mensch einen anderen ernstlich von ganzem Herzen und mit ganzer Seele liebt, dieser andere in geheimnisvoller Weise ein Teil des Liebenden und unauflöslich mit seinem ganzen Sein verwoben.*) Die

*) Darin liegt vielleicht die Erklärung des Gefühls, dass so viele Menschen empfunden haben, dass eine grosse Liebe, selbst wenn sie allem Anschein nach unerwidert bleibt, sich selbst rechtfertigt, und dass ihre Erfüllung zu ihrer Zeit und auf eigenartigen Wegen nicht ausbleiben kann.

beiden wachsen im Geiste zusammen und verschmelzen gleichsam zu einem Wesen. Der Liebende kann keinen Gedanken haben, er kann nichts mit Augen schauen, ohne dass ein Wiederschein der geliebten Persönlichkeit irgendwie darein verwoben wäre — so dass, solange er existiert (hier oder anderswo), der andere mit seinem innersten Wesen verschlungen und unzertrennlich vereint bleibt. So haftend, so unabweislich ist die Relation. In der äusseren Welt sehen wir nun die wahren Relationen vielleicht nicht immer ganz deutlich und vermeinen, wenn der Tod oder irgend ein anderer Grund die sichtbare Form von uns wegführt, dass die Stunde des Scheidens gekommen sei. Aber in der inneren Welt sind sie klar genug, und wir ahnen, dass wir beide, ich und mein Genosse, nur zwei kleine Blütenblätter sind, die nahe bei einander in der grossen Blume der Ewigkeit entsprossen; und dass nur deshalb, weil wir in jener wandellosen Welt einander nahe sind, unsere sterblichen Erscheinungen hier in der Welt der Wandelbarkeit zu einander gezogen werden und immer voneinander angezogen sein werden, wo

und wann immer sie einander begegnen.

Aber da die Blütenblätter der unsterblichen Blume nach Myriaden und Myriaden zählen, so haben wir zahllose Arten der Seelenverwandtschaft in unaufhörlich wachsender Erkenntnis zu lernen — einige davon die allerintimsten, andere zweifellos entfernter, aber alle in ihrer Art schön und vollkommen, sobald wir einmal erkannt haben, was diese Verwandtschaften wirklich bedeuten und unser Geist nicht von unklaren und verworrenen Empfindungen darüber beherrscht ist. Auch die entferntesten unter ihnen sind wünschenswert und tragen einen Keim der Liebe in sich, sobald sie nur vom Geist der Wahrhaftigkeit berührt sind, d. h. sobald sie ein furchtloser Ausdruck des Lebens, das in uns ist, sind, dem ein ähnlicher Ausdruck des Lebens in anderen gegenübersteht und das Gleichgewicht hält; denn der Geist der Wahrheit *ist* zuletzt das Leben des Ganzen und nur eine andere Seite jener Liebe, die das Ganze zusammenhält.

Wenn wir die Dinge in diesem Licht betrachten, dann muss als das Ideal der

irdischen Gesellschaft, nach dem wir naturgemäss streben, uns diejenige erscheinen, die diese dauernden und tiefgegründeten Relationen der Menschen-Seelen zu einander am besten verkörpert; und dass jede Gesellschaftsordnung, soweit sie überhaupt menschlich ist und fähig, sich eine Weile zu erhalten, auf ihrer Stufe ein Spiegelbild der himmlischen Stadt ist. In keiner Gesellschaftsordnung dieser Welt, in keinem noch so utopischen Traum auf Erden wird die wahre, die transcendentale Gesellschaft sich je wirklich verkörpern, aber durch die ganze Geschichte der Menschheit wirkt sie, ohne dass es uns bewusst wird, durch all die Geschäftigkeiten und das Treiben der Sterblichen fort und drängt immer dahin, sich selbst zum Ausdruck zu bringen.

In jedem Fall, und wie immer all dies auch sein mag, der Schluss ist der, dass die inneren Gesetze all dieser Lebensgebiete, die inneren Gesetze der Geschlechtsleidenschaft, der Liebe und aller menschlichen Beziehungen allmählich zu Tage treten und die Führung ergreifen müssen, da nur sie die Kräfte sind, die eine rationelle Gesellschafts-

ordnung schaffen und erhalten können; und dass die äusseren Gesetze, die nur tote und leblose Dinge sind, unvermeidlich verschwinden müssen. Wahre Liebe ist nur in einer freien Gesellschaft möglich, und Freiheit ist nur dort möglich, wo die Liebe Wirklichkeit geworden ist. Die Unterwerfung der geschlechtlichen Beziehungen unter gesetzliche und konventionelle Vorschriften ist eine unerträgliche Knechtschaft, aber eine Knechtschaft, der wir natürlich nicht entgehen können, so lange die Menschen Sklaven einer rein physischen Begierde sind. Es sind zwei Sklavereien, die in der That einander eine Art natürlichen Gleichgewichts halten. Wenn die Liebe einmal genügend verwirklicht ist, um den Geschlechtstrieb als ihren kraftvollen, aber gehorsamen Diener in ihrer Botmässigkeit zu halten, dann wird es mit diesem ganzen Widersinn des Gesetzes ein Ende haben.

Heisst es zu viel erwarten, dass eine vernünftige menschliche Gesellschaft imstande sein wird, diese und ähnliche Dinge zu erkennen? dass sie sich weder einem ehernen System unterwerfen

wird, das sie aller Anmut und Freiheit der Bewegung beraubt, noch auf der anderen Seite Gefahr laufen wird, in die Sümpfe zügelloser Lustvermischung zu geraten? dass sie vielmehr Verständnis genug haben wird, die unzähligen und zarten Nuancen der Relationen anzuerkennen und sich verwirklichen zu lassen, die das Gebäude eines komplizierten socialen Organismus aufrichten? Vielleicht wird sie erkennen, dass aufrichtige Liebe, wie gesagt, eine in den tiefsten Tiefen der Natur begründete Thatsache und ihre eigene Rechtfertigung ist, und dass, wie mannigfach, wie sonderbar oder wie ungewöhnlich die Umstände und die Kombination sein mögen, in denen sie sich offenbart, sie dennoch immer verlangen darf, von der Gesellschaft mit der äussersten Achtung und Ehrfurcht behandelt zu werden als etwas, was sich selbst Gesetz ist, und zwar vielleicht das tiefste und innerste Gesetz des menschlichen Daseins, in das öffentliche Institutionen, wenn überhaupt, nur in den allerexceptionellsten Fällen einzugreifen wagen dürfen.

Es ist erstaunlich, was für Kinder

wir heute in all diesen Dingen sind — wie wir all die unzähligen Blüten hernehmen und versuchen, alle ihre Laub- und Kronenblätter nach einem traurigen Muster zuzuschneiden und zu formen, oder wie wir mit ungeschlachter Art nach ihnen greifen und in wenigen Augenblicken den ganzen Blütenglanz und die Schönheit zerstören, die ein Recht auf Unsterblichkeit haben. Vielleicht ist es einer gereifteren Zeit als der unseren vorbehalten, den Reichtum und die Mannigfaltigkeit der Liebesmöglichkeiten zu verstehen, die die Menschheit in sich trägt, und die volle Zauberhaftigkeit all jener Verhältnisse, in denen die Romantik der Liebe durch eine zärtliche Feinfühligkeit und eine ästhetische Enthaltsamkeit durch Jahre und durch Jahrzehnte in einem Zustand von gleichsam beständig steigender Vollkommenheit erhalten wird.

Bemerkungen und Exkurse

Frühe Gestirn- u. Geschlechts-Riten.

Ein tiefer Sinn scheint in der historischen Thatsache zu liegen, dass zwei der ältesten und universellsten Kulte die Verehrung der Gestirne auf der einen und die der Geschlechtsembleme auf der anderen Seite gewesen sind. Die Gestirne, die abstraktesten, entferntesten, universellsten aller Erscheinungen, Symbole des wandellosen Gesetzes und der Unendlichkeit, vor denen der menschliche Wille und menschliche Leidenschaft in Tod und Nichts versinken, und das Geschlecht, der Brennpunkt der Leidenschaft und der Begierde, die flammende Spitze des Willens zum Leben. Zwischen diesen zwei Polen hat der menschliche Geist seit den ältesten Zeiten hin und her geschwankt.

Mit diesen frühen Riten haben sich auch die späteren Religionen in einem unentwirrbaren, aber bedeutungsvollen Knoten verflochten. Das höchste Fest der Juden, das Passahfest, das sie von den Aegyptern entlehnt hatten, und das von ihnen weiter überliefert wurde, bis es das höchste Fest der Christenheit ward und sich zuletzt im Norden Europas mit der Verehrung der nordischen Göttin Ostera vermischte, hängt, wie bekannt, aufs engste mit der Feier der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche und des Ueberschreitens der Sonne vom Süden zum Norden des Aequators, aus ihrem winterlichen Tiefstand in ihre sommerliche Herrschaft, zusammen. Vor 3000 Jahren stand die Sonne in dem Augenblick, in dem sie den Aequinoctionalpunkt überschritt, in dem Sternbild des Tierkreises, das der Widder oder das männliche Lamm genannt ward. Das Lamm wurde infolgedessen zum Symbol des jugendlichen und triumphierenden Gottes. Die Israeliten mussten (Exodus 12, 14) ihre Thürschwellen (ein Symbol des Ueberschrittes aus dem Dunkel zum Licht) mit dem Blute des Lammes bestreichen, zur Erinne-

rung an den Kampf ihres Gottes mit den Mächten der Finsternis, die in den Aegyptern symbolisiert wurden. In einer noch früheren Zeit stand die Sonne infolge des Vorrückens der Tag- und Nachtgleiche — beim Frühlingsübertritt im Sternbild des Stieres; darum war es in den älteren Regionen Aegyptens, Persiens und Indiens der Stier, der geheiligt und zum Symbol des Gottes wurde. Moses soll die Verehrung des Kalbes abgeschafft und das Lamm für das Ueberschreitungsfest geweiht haben — dies scheint eine unklare Erinnerung an die historische Thatsache zu sein, dass die astronomischen Veränderungen am Firmament von priesterlichen Veränderungen in den religiösen Ceremonien begleitet oder gefolgt waren. Es ist sicherlich eine merkwürdige Erscheinung, dass im späteren Aegypten der stierköpfige Gott zu Gunsten des widderköpfigen Gottes Ammon entthront wurde, und dass die Christenheit das Lamm zum Symbol ihres Erlösers nahm. In ähnlicher Weise lässt sich auch die Jungfrau Maria mit dem heiligen Kinde auf ihren Armen in gerader

Abstammung auf die frühe christliche Kirche in Alexandrien und durch die spätägyptischen Zeiten bis hinauf zu Isis mit dem Kinde Horus und von da weiter bis zum Sternbild der Jungfrau, das am Himmel leuchtet, verfolgen. In der Darstellung des Zodiakus am Tempel von Denderah in Aegypten ist das Bild der Jungfrau durch ein kleines Isisbild mit Horus in ihren Armen angedeutet; und die römische Kirche setzte für die Feier der Himmelfahrt Marias genau das Datum fest — an dem dasselbe Sternbild in der Glut der Sonnenstrahlen aus dem Gesichte verschwindet, den 15. August — und für ihre Geburt das Datum, an dem dasselbe Gestirn wiedererscheint, den 8. September.*)

Die Geschichte Israels verrät uns eine lange Reihe von unverhüllten Geschlechts- und Sonnen-Anbetungen, die sich neben dem Dienste Jehovahs erhielten. — Verehrungen Baals, Aschtaroths, Nehushtans, der himmlischen Heerscharen u. s. w. — und wenn wir

---

*) Diese Daten haben sich seither infolge des Vorrückens der Tag- und Nachtgleiche um 2 oder 3 Wochen verschoben.

den heiligen Büchern glauben dürfen, so führte Moses selbst den bekanntermassen sexuellen Baum- und Schlangendienst ein (Numeri XXI, 9 und II. Buch Könige XVIII. 4), während Salomon nicht ohne dramatische Fügung von den Phönikern die zwei phallischen, mit Granatkränzen gekrönten Pfeiler entlehnte, die Jachim und Boas genannt wurden, und sie vor seinem Tempel aufstellte (I. Könige VII. 21). Das Kreuz selbst (als Symbol identisch mit dem Phallus der Griechen und dem „Lingam" des Ostens), die „Fleur de Lys", die dieselbe Bedeutung hat, und die Crux Ansata, die die ersten Christen aus Aegypten entlehnten, und die gleichfalls die Verbindung des Männlichen und Weiblichen bedeutet, sind in die priesterlichen Kleider und Altardecken der Christenheit verwoben und eingewirkt, gerade so wie die astronomischen Symbole in ihre Kalender verwoben und eingewirkt sind, und beide Symbole, die astronomischen und die sexuellen, kehren selbst im Bau unserer Kirchen und Kathedralen wieder. Von Jesus selbst — so unentwirrbar ist die Gottesverehrung dieses grössten Menschen mit

den früheren Kulten verflochten — wird gesagt, dass er gleich den anderen Sonnengöttern, Bacchus, Apollo, Osiris, am 25. Dezember, dem Tag der Wiedergeburt der Sonne (nämlich dem ersten Tage, der deutlich länger ist, nach dem 21. Dezember, dem Tage des zweifelnden Apostel Thomas!) geboren sei,*) und dass er an einem Holzwerkzeug gestorben, das, wie wir bereits angedeutet, Jahrhunderte vorher und in der ganzen Welt als ein sexuelles Symbol verehrt wurde.

Ich habe nur den äussersten Rand dieses grossen Gebietes berührt. Je mehr man es erforscht, desto merkwürdiger wird die Masse bestärkender Thatsachen, denen man begegnet. Der Schluss, zu dem sie drängen, ist der, dass diese zwei grossen Ur-Ideen, die sexuelle und die astronomische, wahrscheinlich auch in der Zukunft die Pole menschlicher Gemütserregung bleiben werden, so wie sie es in der Vergangenheit gewesen sind.

---

*) Das Datum seiner Geburt wurde nicht vor dem Jahr 531 festgestellt; damals wurde es von einem mönchischen Astrologen berechnet.

Irgend ein Cyniker hat einmal den Ausspruch gethan, dass die zwei grossen herrschenden Kräfte in der Menschheit Obscönität und Aberglaube sind. Wenn wir in minder paradoxer Form sagen, dass die zwei herrschenden Kräfte die Geschlechtlichkeit und der Glaube an das Unsichtbare sind, so lässt sich der Ausspruch vielleicht annehmen. Wenn wir sie „Liebe" und „Glauben" nennen wollten, wie Dr. Bucke in seinem ausgezeichneten Buch über „Die sittliche Natur des Menschen" es thut, würden wir vielleicht Gefahr laufen, allzu abstrakt und spiritualisierend zu erscheinen.

Man kann ungefähr sagen, dass die göttliche Verehrung der Sexualität und des Lebens für die heidnischen Rassen Europas und Kleinasiens in der vorchristlichen Zeit charakteristisch ist, während die göttliche Verehrung des Todes und des Unsichtbaren das Christentum charakterisierte. Den modernen Völkern ist vorbehalten, beides aufzunehmen und zu vereinigen, Leben und Tod, das griechische und das hebräische Element, und alles, was in diesen allgemeinen Ausdrücken enthalten ist,

in dem Geist vollkommenster Milde, Gesundheit und Furchtlosigkeit zu entwickeln und zu versöhnen.

Eine merkwürdige Seite aller alten Religionen, der heidnischen wie der christlichen — und das hängt wieder mit dem früheren zusammen — ist die Askese: der gelegentliche Trieb, dem Leibe und seinen Sinnen freiwillig und entschlossen Trotz zu bieten. Selbst bei den wildesten Rassen, die vor allem anderen in dem vollen Bewusstsein des Lebens schwelgten, finden wir Feste einer trotzigen Leidenschaft und Qualen, die mit einer Art wilden Jubels freiwillig ertragen wurden;*) und während der christlichen Jahrhunderte zur Zeit der Mönche, Mystiker und der weltverachtenden Puritaner wurde dieser Trieb manchmal bis zur höchsten Stelle der Ehren erhoben. Ich meine, auch er wird, wie thörichte Verirrungen er auch seiner Zeit mit sich geführt haben mag, als ein fundamentaler Zug der Menschennatur anerkannt werden müssen,

*) Man achte besonders auf all die Prüfungen, welchen die Jünglinge vieler wilder Stämme sich zu unterziehen hatten, ehe sie unter die Männer aufgenommen wurden.

der in seiner Art ebenso unausrottbar ist, wie der gleich notwendige Trieb zur Lust. Oder, um es anders auszudrücken: vielleicht begeht der gewöhnliche Hedonismus dadurch einen grossen Fehler, dass es ihm versagt ist, die Freude der höchsten Erhebung zu erkennen und die Lust, die in der Ueberwindung der Lust liegt. Um das Leben zu geniessen, muss man vor allem des Lebens Herr sein — denn wer ein Sklave seiner wechselnden und unbeständigen Erscheinungen ist, für den kann es nur Qualen bedeuten; und wer seine Sinnlichkeit geniessen will, der muss ihrer Herr sein. Um die aktuelle Welt zu beherrschen, muss man gleich Archimedes seinen Stützpunkt irgend wo ausserhalb ihrer haben.

In solcher Stimmung fühlt der Mensch ein Entzücken am Bewusstsein seiner souveränen Ueberlegenheit, nicht nur gegenüber den Tieren des Feldes, sondern auch über seine eigenen geistigen und körperlichen Kräfte. Keine gewöhnliche Lust ist so gross, dass ihre Ueberwindung und Zurückweisung nicht jene grössere Lust voll empfinden machen wird; kein Werk ist so ernst,

dass die Ausdauer im Leid es nicht an Ernst überträfe; kein Schmerz ist so bitter und hart, dass er in der Seele nicht ein geheimes Gelächter wachrufen würde. Wenn in der negativen Seite des Glaubens des Asketen, in der Entsagung, eine gewisse Beschränktheit liegt, so müssen wir doch fühlen, dass in seiner positiven Seite, der Behauptung der Autorität und königlichen Macht des Geistes ein wirklicher und vitaler Sinn liegt.

In einer anderen Stimmung allerdings, die ebenso wichtig und unabweisbar ist, bekennt sich der Mensch zu seiner Freude am Leben und lässt seinen Begierden die Zügel schiessen, dass sie ihn gleich wilden Pferden bis zu den fernsten Grenzen seines Reiches tragen. Der Kuss der Sinne ist süss und herrlich über alle Abstraktion; der Strahl des Sonnenlichtes, die Glorie von Farbe und Form, die Magie süsser Töne, die Wonne der menschlichen Umarmung, die leidenschaftliche Lust des Geschlechtes sind alle um so vollkommener und tadelloser, weil sie gleichsam etwas Göttliches sind, das in die wirkliche Welt getreten ist und Gestalt gewonnen hat.

In solch einer Stimmung scheint uns jede Art von Askese eine unreine Gottlosigkeit und die schlimmste Narrheit, und die Jagd nach dem Ungesehenen ein Aufgeben der Welt für ihren eigenen Schatten.

Sind nicht beide Stimmungen notwendig? — der grosse rhythmische Herzschlag, die Systole und Diastole der menschlichen Seele? Die eine, ein Hinausgehen und Zusammenraffen der stofflichen Elemente aus allen Quellen, die andere, ein Organisieren dieser Elemente unter dem vollkommensten Licht, oder besser ein Aufzehren derselben, um die vollkommenste Flamme mit ihnen zu nähren; die eine centrifugal, die andere centripetal; die eine individuell, die andere universell; und so weiter, jede für die Zwecke der anderen notwendig, und jede die Bedingung, die die andere erst möglich macht?

Bedürfen wir nicht einer durch wahrhafte Erfahrung gewonnenen Anschauung, die wir Religion nennen mögen, einer Religion, die aus der umfassendsten, wirklichen Erkenntnis und Acceptierung aller Thatsachen des physischen, wie des transcendentalen Bewusstseins

entspringt, die weder wie manche Säkular-Philosophen das eine leugnet, noch, wie manche Religionskämpfer das andere verkleinern und verachten möchte? Wäre es nicht möglich, dass wir in diesen frühen Gestirn- und Geschlechts-Vergötterungen einen Beweis und ein Beispiel zu sehen haben, wie der menschliche Geist dereinst solch eine gesunde Polarität herzustellen versuchte?

Die primitive Gruppen-Ehe.

Eine der frühesten Formen der Verbindung zwischen den Menschen scheint die der Gruppen-Ehe gewesen zu sein, die in der Verbindung einer Gruppe von Männern einerseits und einer Gruppe von Weibern andererseits bestand. Sie hatte sehr verschiedene Formen, aber ihr Hauptzug war im allgemeinen der, dass die Frauen in diesen primitiven Gesellschaftszuständen bei ihrer Verehelichung die elterliche Wohnung nicht verliessen, sondern weiter in ihr verblieben und von den Männern besucht wurden. — Zuerst von einem Mann, der etwa mit Geschenken von der Jagd, mit Wildbret oder anderem kam und später auch seine „Brüder" oder Freunde brachte. So trat im allgemeinen eine Gruppe von „Brüdern" mit einer

Gruppe von „Schwestern" in Beziehung. Es ist klar, dass in einem solchen Gesellschaftszustand die Abstammung eine höchst unsichere war, und dass die Ausdrücke „Bruder" und „Schwester" nicht immer die engere Bedeutung hatten, die wir ihnen geben. Solch eine Gruppen-Ehe war z. B. die „Punalua" oder „Freundes"-Ehe der nordamerikanischen Indianer, wie sie Morgan beschrieb, und die nach der Vermutung von Marx und Engels in frühen Zeiten auch in Polynesien allgemein verbreitet gewesen sein soll. Siehe Lewis Morgans „Ancient Society" und Friedrich Engels' „Ursprung der Familie".

In späteren Zeiten wurden die Gruppenehen nach verschiedenen Richtungen hin, je nach dem Geist der verschiedenen Rassen, eingeschränkt: z. B. wurde die Ehe zwischen Geschwisterkindern bei manchen barbarischen Stämmen strenge verboten, während bei anderen alle Verwandten (in der mütterlichen Linie) ausgeschlossen waren. So entstand zuletzt in manchen Gegenden eine „Paar-Ehe", die indessen nur lose bestimmt und gefügt war, und der noch viel von der alten Gruppen-Ehe anhaftete, in der

die Kinder vor allem noch dem Weibe gehörten und die Abstammung nur in der mütterlichen Linie verfolgt wurde.

In diesen Gesellschaftszuständen war das Weib verhältnismässig wohl daran; da sie in ihrer eigenen Gens oder ihrem Clan und bei ihren eigenen Verwandten verblieb, und der Gemahl nur gleichsam als ein Besucher von aussen kam, so war sie ihm keineswegs unterthan; im Gegenteil, um Zutritt zu ihr zu erlangen, musste er sich nicht nur ihr, sondern auch ihrer Familie möglichst angenehm machen! Sie hatte die Verfügung über die Kinder; keine Möglichkeit und keine Gefahr, dass sie ihr abgenommen und dem Gatten zugesprochen werden konnten; was sie etwa an Eigentum besass, —es konnte damals nur ganz wenig sein, — konnte sie ihnen hinterlassen; ihr gebührte die ganze Ehre der Vorfahrenschaft. Der Gatte hingegen konnte, selbst wenn er wusste, welche Kinder gerade die seinen waren, sie nur wenig sehen und ihnen sein Besitztum nicht vererben, ohne es seinem Clan zu entziehen — das aber gestatteten die Clan-Gesetze nicht. So fiel ihm in der Ehe thatsächlich die zweite Stelle zu.

Aber mit der Vermehrung des Privateigentumes und dem steigenden Sinn dafür kam ein Augenblick, in dem die Männer diesen Stand der Dinge nicht länger ertragen konnten und die Frauen zuerst gewaltsam entführten und in ihre eigenen Zelte und zu ihren eigenen Clans brachten — eine Veränderung, von der wir vermutlich dunkle Erinnerungen in Legenden wie der vom Raub der Sabinerinnen und in all den vielen Hochzeitsgebräuchen, die den Frauenraub darstellen sollen, zu sehen haben. Und mit dieser Veränderung nahm die Ehe ganz neue Formen an. Die Weiber wurden das Eigentum ihrer Gatten, sie hörten auf, selbst irgend welches Eigentum zu haben, weder an ihren Kindern noch an sonst etwas, und die Abstammung wurde von nun an nur nach den Männern bestimmt. In der patriarchalischen Zeit war die Ehe kaum etwas anderes als Sklaverei. Polygamie und Monogamie waren die zwei Institutionen, die zuletzt daraus entstanden. —

Die Polyandrie kann vielleicht als ein Ueberbleibsel der Gruppenehe angesehen werden, in einer speciellen

Form, die besonders für kriegerische Rassen geeignet ist; aber — wie Engels bemerkt,—sowohl die Polygamie, als die Polyandrie im strengen Sinn können nur als ausnahmsweise Institutionen angesehen werden, da in einem Lande, in dem sie allgemein wären, ein ausserordentliches Ueberwiegen des einen Geschlechts über das andere vorhanden sein müsste — es wäre denn, dass beide Institutionen in demselben Lande nebeneinander bestünden, was bekanntermassen nie der Fall ist. Thatsächlich ist denn auch in den orientalischen Ländern die Polygamie auf die Reichen beschränkt, sie ist dort sozusagen ein Luxus, der nur den Wenigen zugänglich ist.

So scheint es beinahe, als ob von Anfang an in den orientalischen Ländern Polygamie und Monogamie gleichzeitig und vermischt vorgekommen wären. In Griechenland und Rom hörte die Polygamie auf, als Institution anerkannt zu werden; obgleich das Konkubinat in der einen oder anderen Form weiterbestand. Die monogamische Ehe wurde die gesetzliche Institution, und das Weib wurde dem Mann zum Spiel-

zeug übergeben; es wurde bei der Hochzeitsfeier symbolisch mit seinem Gelde gekauft und hatte im Anfang so wenig eigene Rechte wie ein Spielzeug. In den späteren Zeiten des römischen Reiches indessen, als die Mitgift üblich und den Frauen die Fähigkeit, Eigentum zu haben, zugestanden wurde, gleichzeitig auch die Scheidung sehr leicht gemacht wurde, war die Stellung der römischen Matrone eine weit bessere. Und im modernen Europa scheint die monogamische Ehe ungefähr dieselben Entwicklungsphasen durchzumachen oder durchgemacht zu haben wie im alten Griechenland oder im römischen Reich.

Ueber die Eifersucht.

Eine grosse Störung der himmlischen Ordnung der Liebe ist die Eifersucht — diese Brandfackel physischer Leidenschaft, die, in die Gefühlsregionen des Geistes übertragen, oft wie flammendes Feuer darin wütet. Man kann zwei Arten von Eifersucht unterscheiden: eine natürliche und eine künstliche. Die erste entspringt vielleicht aus der wirklichen Einzigartigkeit des Verhältnisses zwischen zwei Personen — wie es wenigstens einer von ihnen scheint — und dem Bestreben, diese Ausschliesslichkeit dem ganzen Verhältnis in all seinen sexuellen wie in seinen geistigen Seiten, insbesondere aber dem sexuellen Verhältnis aufzuprägen. Diese Art von Eifersucht

scheint im gewissen Sinn normal und natürlich, zum mindesten für eine gewisse Zeit. Wenn die persönliche Beziehung zwischen den beiden Beteiligten vollkommen hergestellt und zugestanden und nicht länger gefährdet ist, pflegt dieses Gefühl in der Regel ebenso natürlich wieder zu verschwinden, und dies ohne die Intimität und Ausschliesslichkeit der Verbindung zu schädigen. Diese Eifersucht wird von Liebenden mit furchtbarer Schärfe und Intensität empfunden, solange sie das Ziel ihrer Leidenschaft nicht erreicht haben und vielleicht auch noch durch ein oder zwei Jahre nachher — obgleich es manchmal ganz unbestimmt fortdauern kann und zwar in Fällen, wo die Verbindung den Wünschen — eines der Liebenden zum mindesten — nicht entspricht.

Die andere Art der Eifersucht beruht auf dem Eigentumsgefühl, und das ist die Art, die von dem gewöhnlichen Gatten und der gewöhnlichen Frau oft noch empfunden wird, wenn die Flitterwochen schon längst vorüber sind — von dem Mann nicht etwa, weil er eine so besondere Hingabe für seine Frau

empfinden würde, sondern weil ihn die Vorstellung wütend macht, dass sie nach eigenem Gutdünken über das verfügen könnte, was er als sein Eigentum betrachtet, und von der Frau, weil sie der Gedanke erschreckt, dass ihr ehelicher Kleiderständer, von dem all ihre materiellen Aussichten abhängen, ihr entgehen oder gar der Ständer für die Kleider eines anderen Weibes werden könnte. Diese Art von Eifersucht ist vielfach nur ein Produkt der augenblicklichen socialen Zustände, und in diesem Sinne ist sie eine künstliche. Obgleich sie vermutlich nicht so herzzerreissend ist, wie die andere, so tritt sie doch oft leidenschaftlich genug auf und dauert unbestimmbar fort, wie eine chronische Krankheit.

In frühen Zeiten, bei der mehr kommunistischen Empfindungsweise der primitiven Gesellschaft und unter der Herrschaft von Gebräuchen, die gleich der Gruppenehe in den sexuellen Beziehungen einen gewissen Spielraum gewährten, war die Eifersucht, ob immerhin vorhanden, doch wahrscheinlich nicht von so verheerender Macht, wie sie es heute ist. Aber mit dem wachsen-

den Individualismus im Leben und in der Liebe, mit der Entwicklung des Eigentumsgefühls in der Kulturzeit und der steigenden Betonung jeder persönlichen Empfindung in einem Gesellschaftszustand, den man den cellularen nennen könnte, erhielt diese Leidenschaft eine fürchterliche und krampfgleiche Gewalt und Wut; wie durch unzählige Dramen und Gedichte und romantische Erzählungen der historischen Periode bezeugt wird. In dem Kommunismus und Humanismus der Zukunft, in dem Grade, in dem das Eigentumsgefühl abnehmen und unsere Erkenntnis der Liebe sich mehr und mehr über die blosse blinde Verwechslung mit dem Geschlechtsakt erheben wird; in solch einer Zukunft wird, so dürfen wir wohl hoffen, die künstliche Eifersucht ganz verschwinden und die andere Form der Leidenschaft sich wieder zu einer vergleichsweise vernünftigen menschlichen Aufregung abschwächen.

Ueber die Familie.

Eine ungefähr ähnliche Veränderung wie mit der Eifersucht hat sich während des Fortschreitens der Gesellschaft in und durch die Kulturzeit in der Rolle, die die Familie in ihr spielt, vollzogen. In den primitiven menschlichen Associationsformen war die Familie weit im Umfang und vag in den Umrissen; die Grenzen der Verwandtschaft waren schwer festzustellen, wo das Weib mehrere Gatten und der Gatte mehrere Weiber haben konnte; das Vatergefühl war wenig oder gar nicht entwickelt, und die ganze Institution beruhte auf dem mütterlichen Instinkt der Fürsorge für die Nachkommenschaft. In den Gesellschaftszuständen, die sich in der mittleren Periode der Kulturzeit entwickelten, und mit den monogamischen

Einrichtungen nahm die Familie ausserordentlich klar bestimmte Formen und scharf gezogene Grenzen an. Das Wachstum des Eigentums und des Wettbewerbs sowie das cellulare System der Gesellschaft entwickelten eine Art beständigen Kriegszustandes zwischen den Einheiten, aus denen sich die Gesellschaft zusammensetzte. Diese Einheiten waren die Familien. Der wesentliche Kommunismus und die Brüderlichkeit der Gesellschaft im grossen war nun auf ein zwerghaftes Mass eingeschrumpft und in die engen Grenzen der Familie zusammengezogen, und diese Institution gewann nun eine ausserordentliche Bedeutung dadurch, dass sie allein das heilige Feuer menschlicher Brüderlichkeit am Leben erhielt und gleichsam eine Miniaturflamme davon nährte, deren Glut durch das Dunkel und das Chaos und den Kriegszustand, der draussen tobte, noch erhöht wurde. So gross war diese Bedeutung, dass die heilige Familie eine der centralen religiösen Vorstellungen der Kulturzeit wurde, und dass man zuletzt allgemein annahm, dass die Gesellschaft auf der Familie beruhe und ihr ihre Exi-

stenz verdanke, anstatt zu erkennen, dass die Wahrheit thatsächlich gerade die entgegengesetzte ist, dass nämlich die Familie nur eine Verengerung und Kondensation des grossen Prinzips darstellt, das früher, wenn auch vag und unbewusst, die ganze Gesellschaft durchdrungen hatte.

Das dritte und zukünftige Stadium ist natürlich leicht voraus zu sehen — nämlich die bewusste Ausdehnung der Idee der Familie zu jener Brüderlichkeit und zum Kommunismus der ganzen Gesellschaft. Es ist klar, dass in dem Masse, in dem dies geschieht, die Familie wiederum ihre scharf begrenzten Umrisse verlieren und mehr und mehr in den breiteren socialeren Gruppen verschwinden wird, in die sie eingebettet ist — das aber wird keineswegs eine Rückkehr zu dem alten barbarischen Gesellschaftszustand bedeuten, in welchem die Idee menschlicher Brüderschaft und Gemeinsamkeit nur eine vage Empfindung war, gleich einer trüben Morgenröte, sondern eine Entwicklung zu der neuen Gesellschaftsordnung, in der sie klar und alles erleuchtend herrschen wird wie die Sonne.

So wird die Institution der Familie in ihrer gegenwärtigen Form, und soweit man diese Form eine künstliche nennen muss, zweifellos verschwinden. Nichtsdestoweniger wird und muss ihr natürliches oder physiologisches Fundament bleiben — nämlich das aktuelle physische Band zwischen den Eltern untereinander und zwischen beiden und dem Kinde. Vielleicht eine der wertvollsten Errungenschaften der Institution der monogamischen Familie in der Kulturzeit ist die Entwicklung der Gefühle des Vaters für das Kind gewesen, die in der primitiven Gesellschaftsordnung so schwach waren. Heute wird die Liebe zwischen Mann und Weib durch die zarte Schönheit des Kindesantlitzes gefestigt, wie niemals in den Jahren der Vorzeit, das Antlitz, in dem beide Eltern mit seltsamer Bewegung die eigenen Züge mit den Zügen des Geliebten vermischt sehen — die aktuelle Verwirklichung jenes Einswerdens, das die beiden Liebenden so heiss begehrten, und das ihnen doch trotz allem so oft unerreicht und unerreichbar schien. Diese kleine Fortsetzung des eigenen Ich, die zugleich in ihren Augen

den Sternenblick der Liebe eines andern trägt und als ein Fremdling in diese Welt herniedersteigt, um einem eigenen neuen Schicksal entgegenzugehen, berührt die persönlichsten und tödlich engsten wie vielleicht auch die unpersönlichsten Gefühle des menschlichen Herzens. Und so wie dieser Anblick heute die Gatten gar oft mit den gesetzlichen Ketten versöhnt, die sie gewaltsam aneinander fesseln, so wird er in einer freien Gesellschaftsordnung, so hoffen wir, noch viel öfter das Zeichen und Siegel einer Liebe sein, die keinerlei mechanischer Bande bedarf, noch solche ertrüge. —

Ueber die Verhütung der Uebervölkerung.

Das ist ohne Zweifel ein schwieriges und kompliziertes Thema. Die Natur hat seit den fernsten Zeiten in der entschlossensten und hartnäckigsten Weise für die Fortpflanzung des organischen Lebens gesorgt und alle Tiere und selbst die Pflanzen mit einem starken sexuellen Trieb ausgerüstet. Die natürliche Zuchtwahl scheint die Tendenz zu haben, diesen Trieb zu steigern, und bei den höheren Tieren und beim Menschen erreicht er manchmal eine Heftigkeit, die fast einer brutalen Wut gleichkommt. In der civilisierten Menschheit wird die Wirkung noch weiter durch die Intensität des B e w u s s t s e i n s gesteigert, das die Begierde in sich wiederspiegelt, sowie durch die

veränderten Bedingungen des Lebens und des Luxus, die mit verstärkendem Reiz auf den Leib wirken.

In der animalischen und vegetabilischen Welt im allgemeinen bis hinauf zum Reich des Menschen scheint die Natur darin geradezu verschwenderisch vorzugehen und ganz gleichgültig gegen die Vergeudung von Leben und Samen zu sein, die daraus erfolgen mag, wenn nur ihr Zweck, der der Erhaltung der Rasse, erreicht wird; und wenn nun der Mensch sich gegen diese Vergeudung auflehnt und an das Problem herantritt, findet er es natürlich nicht leicht zu lösen.

Und nicht nur der Mann wehrt sich gegen die Methode der Natur, überflüssige Individuen zu erzeugen, nur um sie im Kampf ums Dasein wieder hinzumorden, auch das Weib lehnt sich dagegen auf, eine blosse Reproduktionsmaschine zu sein.

Nur zwei Methoden sind es, die gewöhnlich vorgeschlagen werden, um der Schwierigkeit entgegenzutreten: entweder 1. die Anwendung gewisser künstlicher Mittel, die die Empfängnis verhüten sollen, oder 2. die Beobachtung

einer sehr beträchtlichen Enthaltsamkeit und Selbstbeherrschung gegenüber dem übermächtigen Zeugungstrieb. Beide Methoden können natürlich auch in Verbindung angewendet werden.

1. Es muss gesagt werden, dass künstliche Mittel zur Verhütung der Conception fast durchaus höchst unbefriedigend sind: sie gewähren keine Sicherheit, ihre Anwendung hat etwas verzweifelt Logisches und zugleich Brutales, das für wahre Empfindung einfach verhängnisvoll ist; immer besteht die Möglichkeit, dass sie irgendwie gefährlich oder schädlich sein können, und ausserdem sind sie einseitig: der Mann geniesst, wie so oft, auf Kosten des Weibes — all das spricht gegen sie. Nur eine Methode — die darin besteht, eine gewisse Zeit der monatlichen Periodicität des Weibes zur sexuellen Vereinigung zu wählen, kann kaum eine künstliche genannt werden und ist auch von allen oben erwähnten Einwänden verhältnismässig frei. Ihr Erfolg ist allerdings kein völlig sicherer, aber doch vielleicht so weit, als im allgemeinen zur Beschränkung der Familie genügt; und wenn die Methode immerhin eine ge-

wisse Selbstbeherrschung verlangt, so stellt sie doch keine unmöglichen Anforderungen in dieser Richtung.

2. Die Methode der Selbstbeherrschung allein, ohne Rücksicht auf die oben erwähnte Einschränkung, vorzuschlagen, würde in allen Fällen, in denen Kinder nicht wünschenswert erscheinen, praktisch auf eine vollkommene Enthaltung von allem geschlechtlichen Verkehr hinauslaufen; das aber hiesse in den meisten Fällen, der menschlichen Natur zu viel zumuten, und könnte in manchen Fällen möglicherweise auch eine gewisse Gefährdung der Gesundheit nach sich ziehen. Allerdings sind die Gefahren für die Gesundheit zweifellos sehr übertrieben worden; man kann als Regel sagen, dass ein kräftiges Bestreben nach freiwilliger Enthaltsamkeit eine der besten Schutzwehren der Gesundheit ist; doch folgt daraus noch nicht, dass eine vollständige Enthaltsamkeit im allgemeinen durchführbar oder wünschenswert wäre. Immerhin kann man sagen, dass wir für die Zukunft unser Augenmerk und unsere Erwartungen weit mehr auf die Selbstbeherrschung als auf

jene verschiedenen zweifellosen Hemmungsmittel zu richten haben. Wenn auf eine vernünftige Wahl der Vermählungszeiten geachtet würde, liesse das Ziel sich im allgemeinen erreichen, ohne dass der menschlichen Natur, wie sie durchschnittlich beschaffen ist, ein allzu grosser Zwang auferlegt würde, noch zu zweifelhaften und künstlichen Mitteln gegriffen werden müsste. Und der Zwang und die Selbstbeherrschung, die nötig wären, würden auch zu jener Umwandlung der sexuellen Kräfte in höhere Gefühlselemente führen, von der wir bereits gesprochen haben, und die ein so wichtiger Faktor in unserer sittlichen Entwicklung ist.

Ich zweifle auch kaum, dass mit der Entwicklung der Gesellschaft die sexuellen Schwierigkeiten, die während der Kulturzeit so ernste gewesen sind, sich im allgemeinen zum grossen Teil wieder mildern werden. Was eine übermässige Kinderzeugung angeht (die durchaus nicht einen übermässigen Geschlechtsverkehr zur Voraussetzung hat), so ist sie vermutlich ein Phänomen, das bei manchen Rassen während einer bestimmten Periode ihres Wachstums

und ihrer Reife eintritt und wieder vorübergeht. Und was übermässige geschlechtliche Begier anlangt, so ist, — da die Tiere sicherlich nicht die Zügellosigkeit zeigen wie der Mensch, auch für den Menschen noch einige Hoffnung, wenn er einmal zu Vernunft kommt! Ein reines Leben, eine reinere Nahrung, die Gewohnheit der freien Luft, das Wachsen des Geistes für grössere Interessen, das Wachsen der Liebe selbst — wird alles dazu beitragen, dem Uebel abzuhelfen. Die zwei letzterwähnten Elemente erwecken in der That mit Notwendigkeit ein gewisses Streben nach Herrschaft über die animalischen Instinkte—und auch eine Art von innerem Kampf, bis die beiden Seiten unseres Wesens wieder zur Harmonie gelangt sein werden.

Anhang

Pag. 39. „Die Natur hat uns eine gewisse Verschwiegenheit und Zurückhaltung auferlegt. . . .“

Das Geschlechtsleben gehört zu den unbewussten oder universellbewussten Gebieten unseres Wesens (das ist wohl auch der wahre Sinn dessen, was man „Züchtigkeit“ nennt) und wird eines Tages wieder dorthin zurückkehren. In der Zwischenzeit aber, da es nun einmal in das Gebiet des bewussten Daseins hinaufgelangt ist, müssen wir die Probleme, die es uns bietet, gerade und ernst ins Auge fassen.

Pag. 53. „Man müsste das Kind zuerst ganz offen über seinen körperlichen Zusammenhang mit der eigenen Mutter belehren. . . .“

„Nicht ohne grosse Sorge machte ich den ersten Schritt auf dem Wege,

den ich allein zu erforschen vorhatte. Der Zufall kam mir zu Hilfe. Ich war in Java, und unter meiner Dienerschaft war eine Schneiderin, die den Reitknecht geheiratet hatte. Dieses Weib hatte ein allerliebstes kleines Kind, mit einer sammetweichen braunen Haut und glänzenden schwarzen Augen, ein wahres Wunder für meine kleine Tochter, die ich mit mir nahm, um Mutter und Kind zu besuchen, als das Baby wenige Tage alt war. Während sie es staunend bewunderte und liebkoste, sagte ich zu ihr: „Dieses herzige kleine Baby kam aus Djahid wie der schöne Schmetterling aus der Puppe kam; es lag dicht unter Djahids Herz, sie selbst hat es gemacht und da behalten, bis er gewachsen war; — sie liebte es so, dass es wuchs.“ Lilly sah mich mit ihren grossen intelligenten Augen ganz erstaunt an. „Djahid ist sehr glücklich, dass sie dieses herzige Kind hat. Djahids Blut machte es stark, als es dicht an ihrem Herzen lag; nun wird Djahid ihm Milch geben und es stark machen, bis es so gross wird, wie meine Lilly. Es machte Djahid krank, und sie musste viel leiden, als es geboren wurde, aber

sie wurde bald wieder wohl, und jetzt ist sie so froh." Lilly lauschte, aufs höchste interessiert, und als sie nach Hause kam, erzählte sie ihrem Vater die ganze Geschichte, ohne irgend etwas zu vergessen. Aber nur dies eine Mal that sie das, dann kam sie nie mehr auf die Sache zurück und vergass es bald ganz. Die Geburt von Djahids zweitem Kinde gab mir die Gelegenheit, die kleine Unterweisung zu wiederholen. Diesmal stellte sie einige Fragen. Ich erklärte der eifrigen kleinen Lauscherin viele Dinge, in ganz einfacher Weise, ich sagte ihr, dass die Mutter das Kind in sich hätte und sehr für es sorgte, bis es alt genug sei, den Wechsel der Temperaturen zu ertragen u. s. w., und ich sagte ihr, dass die Freude und Liebe einer Mutter so gross sei, dass sie alle Schmerzen bald darüber vergesse. Und das kleine Geschöpf, dem offenbar einfiel, dass auch s i e ihrer Mutter Schmerz verursacht haben musste, fiel mir um den Hals und küsste mich zärtlich. Das war die erste Blume von Liebe und Dankbarkeit, die ich mit grosser Freude auf dem fruchtbaren Boden der Wahrheit erwachsen sah. . . . Ich analysierte eine

Blume, ich zeigte ihr die Schönheit der Farbe, die Anmut der Form, die zarte Nuance, die Verschiedenheit der Teile, aus denen die Blume bestand. Nach und nach sagte ich ihr, wie diese Teile genannt würden. Ich zeigte ihr den Pollen, der wie ein schöner Goldstaub an ihren rosigen kleinen Fingern klebte. Ich zeigte ihr unter dem Mikroskop, dass dieser schöne Staub aus einer unendlichen Zahl winziger Samenkörner bestand. Ich liess sie den Stempel näher untersuchen und zeigte ihr am Ende des Kanals den Fruchtknoten, den ich ein „kleines Haus voll winzig kleiner Kindlein" nannte. Ich zeigte ihr, wie der Pollen am Stengel klebte, und sagte ihr, dass, wenn der Blütenstaub einer Blume vom Wind oder von den Insekten fortgetragen würde und auf den Stempel einer anderen Blüte fiel, die kleinen Samenkörner stürben, und ein winziger flüssiger Tropfen durch den Kanal bis in das kleine Haus dringe, wo die winzigen Kindlein wären, und dass die winzigen Kindlein lauter kleine Eierchen wären, dass in jedem dieser kleinen Eier eine fast unsichtbare Oeffnung sei, durch die ein wenig von dem kleinen

Tropfen dringe, und dass, wenn dieser Tropfen des Samenstaubes sich mit einem anderen wundersamen Staube, der im Ovarium läge, vermische, beide vereint Leben geben, und die Eier sich entwickeln und zu Samen oder Früchten werden. Ich habe ihr Blüten gezeigt, die nur einen Stempel, und andere, die nur Stämme hatten. Und ich sagte ihr lächelnd, dass die Stempel gleichsam kleine Mütter und die Staubfäden gleichsam kleine Väter der Früchte seien. . . . So säete ich in dem unschuldigen Herzen und dem forschenden kleinen Geist die Saat jener zarten Erkenntnis, die sofort zur Obscönität entartet, wenn die Mutter aus falscher Scham die Belehrung ihres Kindes den Schulkameraden überlässt. Nun mag mein kleines Mädchen mir, sobald sie will, die so gefürchtete Frage stellen, ich werde sie nur an die Botanikstunden erinnern müssen und einfach hinzufügen: „Ganz dasselbe geschieht den Menschen, nur mit dem Unterschied, dass, was von den Pflanzen unbewusst gethan wird, von uns bewusst geschieht; und dass unter Menschen, die so sind, wie sie sein sollen, man sich nur mit dem Menschen ver-

einigt, den man liebt. (Uebersetzt aus „La revendication des droits féminins", Shafts, April 1894, p. 237.)

Pag. 56. „Die Vergröberung und Herabwürdigung der Liebe. . . ."

„Soweit meine Erfahrung reicht, habe ich gefunden, dass diejenigen, die den elektrischen Strom der Liebe in die selbstsüchtigen Schranken ihrer eigenen Brust zu schliessen suchen, von ihrer Gewalt und Leidenschaft vernichtet werden. Ihre Energie sinkt zur Sinnlichkeit herab, wenn ihr bloss der eine individuelle Weg, sich auszudrücken, gelassen wird. Die sexuelle Ausdrucksweise der Liebe ist gut und schön, solange sie normal ist, aber sie ist nicht so unfehlbar rein und herrlich wie die feinere Verbindung der Seelen und ihrer Liebesneigungen und gewährt nicht die Befriedigung, die eine Kameradschaft in gemeinsamem Wirken für die Menschheit und eine geistige und seelische Verwandtschaft gewährt." Miriam W. Nicol.

Pag. 70. „Die Schönheit und Unverhülltheit ihrer Leiber. . . ."

„Jede Liebe — wenn sie heroisch und nicht bloss animalisch oder, wie man

es nennt, „natürlich", gewissermassen eine Sklavin des Zeugungstriebes, und ein blosses Werkzeug der Natur ist — hat die Göttlichkeit zum Ziel und strebt nach der göttlichen Schönheit, die sich zuerst der Seele mitteilt und in ihr leuchtet, und von ihr oder vielmehr durch sie in den Leib übersiedelt, und darum liebt eine wohlgeartete Liebe den Leib oder die körperliche Schönheit, insoweit sie ein Zeichen und ein Ausdruck geistiger Schönheit ist." (Giordano Bruno „Gli Eroici Furori" Dial. III. 15.)

„In Sparta war der tägliche Anblick des nackten menschlichen Körpers und die natürliche Auffassung und Behandlungsweise natürlicher Vorgänge die beste Schutzwehr gegen die sinnliche Erregung, die heute durch die Trennung der Geschlechter von frühester Kindheit an künstlich hervorgerufen wird. Die Formen des einen Geschlechts und seine Funktionen waren für das andere kein Geheimnis. Es war gar nicht möglich, sich in Zweideutigkeiten zu ergehen." (Bebel, Die Frau.)

Pag. 74. „Zeugung und Ernährung. . . ."

In dem fast strukturlosen Bau der Zellpflanzen finden wir den engsten Zusammenhang zwischen den Funktionen der Ernährung und der Zeugung, denn jedes der Bläschen, aus dem sie aufgebaut sind, ist mit der Kraft, andere, gleichartige Bläschen aus sich zu erzeugen, begabt; diese können den Bau der Mutterpflanze vergrössern oder sich zu neuen und selbständigen Organismen ablösen. Es ist daher kaum möglich, in diesen Fällen eine scharfe Grenzlinie zwischen der Ernährung des Individuums und der Erhaltung der Art zu ziehen.

Pag. 104. „Sekundäre Verschiedenheiten zwischen den Geschlechtern. . . ."

Im folgenden sind einige Verschiedenheiten, wie sie H. Ellis in „Man and Woman" mitteilt, aufgezählt:

„Die durchschnittliche Schädelkapazität ist bei den Männern grösser als bei den Frauen (wie man es bei den allgemeinen Grössenverhältnissen der Geschlechter erwarten muss), aber der Unterschied ist bei den höher civilisierten Rassen grösser als bei den niedrigeren und primitiven. Die Beobachtungen scheinen im ganzen zu ergeben, dass das

Cerebellum bei den Frauen — relativ — auffällig grösser ist als bei den Männern.

Intellektuell sind die Frauen geeigneter, das Persönliche und Konkrete, die Männer, das Allgemeine und Abstrakte zu beachten.

Das Weib erträgt Schmerzen, Operationen und dergleichen besser als der Mann und hat ein zäheres Leben, der Mann ist ihm in der motorischen Leistungsfähigkeit, Gewandtheit und Muskelkraft überlegen. Was die Feinheit der Sinnesempfindung anbelangt, sind die beiden Geschlechter sich ungefähr gleich.

Die Frauen zeigen in mancher Hinsicht eine grössere Reizbarkeit als die Männer, eine Reizbarkeit, die durch eine leichte Neigung zur Anaemie, die grössere Entwicklung des vasomotorischen Systems und die Periodicität ihrer Funktionen befördert wird. Sie sind hypnotischer — die niedrigeren, d. h. die primitiveren und fundamentaleren Nervencentren überwiegen — und sind reizbarer; Hysterie, Ekstase und Beeinflussbarkeit treten bei ihnen intensiver auf.

Die Männer zeigen eine grössere

Tendenz zur Abweichung vom Rassentypus; Abnormalitäten verschiedener Art, Idiotismus und Genie sind beim männlichen Geschlecht häufiger. Der Mann ist das radikale und experimentelle Element im Leben der Rasse.

Das Weib ist das konservative Element. Sie bleibt stets dem Kinde näher, ist aber gerade darum in manchem Sinn dem Manne voraus, der, wenn er älter wird „weiter vom Himmel entfernt ist, denn er als Knabe war."

Pag. 120. „Raffiniertheit der Frauen. . . ."

„Die Methode, ihre Ziele durch List zu erreichen (die allen schwächeren und niedrigeren Tieren eigen ist), ist bei den Frauen etwas so Gewöhnliches, dass, wie Lombroso und Ferrero bemerken, der Betrug bei den Weibern nahezu eine physiologische Eigenschaft ist. . . . . Aber man braucht wohl nicht zu sagen, dass es ganz und gar vernunftwidrig wäre, die vorsichtige Schlauheit der Weiber und ihre Vorliebe für indirekte Wege angeborener Schlechtigkeit zuzuschreiben. Sie ist eine unvermeidliche Folge der verkehrten Lebensbedingungen, die dem Weibe allgemein vor-

geschrieben werden und auf die ihre Konstitution nicht anders reagieren kann. Es giebt gegenwärtig kein civilisiertes Land, in dem ein Weib ihre Wünsche und ihr Verlangen ohne Gefahr eingestehen und ihre Befriedigung offen erstreben darf. (H. Ellis, „Man and Women," p. 174.)

Pag. 129. Anm. „Die Freiheit des Weibes ist zuletzt nur auf der Basis einer kommunistischen Gesellschaftsordnung möglich. . . ."

„Die Fortpflanzung der Rasse ist eine sociale Aufgabe, und wir müssen folgern, dass es die Pflicht des Gemeinwesens, eben als Gemeinwesen, ist, für die Schwangeren zu sorgen, solange sie durch die Ausübung ihrer socialen Funktion unfähig sind, für sich selbst zu sorgen. Das Weib, das im Begriff ist, der menschlichen Gesellschaft ein neues Mitglied zu geben, das eine Quelle unberechenbaren Heils oder unberechenbarer Gefahr für alle werden kann, muss für jedes Mitglied des Gemeinwesens eine Quelle der lebhaftesten Besorgnis sein, und es war ein schöner und gesunder Instinkt, der vor Alters in der Erlaubnis Ausdruck fand, die jedem

schwangeren Weibe gestattete, in Obst- und Fruchtgärten einzutreten und sich zu laben." (Havelock, Ellis, „Evolution in Sex", p. 15.)

„Sie hielt es für ein Gebot der Gerechtigkeit, dass die Frauen in solcher Weise versorgt würden, weil die Mütter des Gemeinwesens eine ebenso wichtige und notwendige Funktion im Staat erfüllen, wie die Männer." (Grant Allen, „The Woman who Did", p. 73.)

Pag. 131. „Menstruationsleiden und Störungen."

Es lässt sich kaum bezweifeln, dass die Menstruation in der Gestalt, in der sie heute in der grossen Mehrzahl der Fälle auftritt, eine in vieler Hinsicht pathologische und nicht mehr eine naturgemässe Erscheinung ist. Bei den Tieren ist die periodische Absonderung so gering, dass sie kaum bemerkbar wird, und bei Menschenrassen, die in ursprünglicheren Zuständen leben, ist sie durchweg auffällig geringer als bei den höher und später entwickelten Rassen. Wir können daher annehmen, dass ihr gegenwärtiges Uebermass gewissen Lebensbedingungen zuzuschreiben ist, die nun durch eine Anzahl von Jahr-

hunderten geherrscht und unaufhörlich darauf hingearbeitet haben, einen kontinuierlichen fieberhaften Erregungszustand des ganzen Sexualapparates und eine hereditäre Tendenz zu wiederkehrenden Symptomen von krankhafter Natur hervorzubringen. Von den Lebensbedingungen, die aller Wahrscheinlichkeit nach eine solche Wirkung hervorbringen müssen, gehören 1. der beständige Aufenthalt und die Beschäftigung der Frauen in geschlossenen Räumen, die zu einer Entartung des Nerven- und Muskelsystems, zu Schwäche und leichter Entzündbarkeit führen mussten, 2. die Steigerung des Geschlechtstriebes bei Männern und Weibern durch den vermehrten Luxus und der Künstlichkeit des Lebens. 3. Die Unterwerfung des Weibes unter den Mann zu uneingeschränktem beliebigen Gebrauch und Missbrauch, die unvermeidlich platzgriff, sobald sie — mit der Veränderung der alten Stammessitten — sein Spielzeug und seine Sklavin wurde, und die in der That seither nicht mehr aufgehört hat. Diese drei Gründe, die alle durch eine so lange Zeit wirkten, bieten wohl eine ausreichende Erklä-

rung dafür, dass mählich der ganze weibliche Organismus krankhafte und excessive Erscheinungen zeigte; und wenn das richtig ist, können wir darum auch hoffen, dass mit ihrem Verschwinden auch diese excessiven Erscheinungen und mit ihnen viel menschliches Elend und eine traurige Verschwendung von Lebenskraft verschwinden werden.

Pag. 139. „Ihr natürliches Verlangen. . . .“

„Obgleich ich mit Malthus in der Wertschätzung tugendhafter Enthaltsamkeit übereinstimme, kann ich mich doch als Arzt der traurigen Ueberzeugung nicht verschliessen, dass die keusche Sittlichkeit der Frauen — die, mag sie auch in unseren modernen Staaten eine hohe Tugend sein, nichtsdestoweniger ein Frevel gegen die Natur ist, — sich nur zu oft durch die grausamsten Krankheitserscheinungen rächt.“ (Dr. Hegerisch in seiner Malthus-Uebersetzung.)

Pag. 144. „Sie müssen kämpfen lernen. . . .“

„Die Frauen haben von den Männern so wenig zu erwarten, wie die

Arbeiter von den bürgerlichen Klassen." (Bebel, Die Frau, p. 72.)

Pag. 147. „Sobald die Frauen die geschlechtliche Zuchtwahl wieder ausüben werden. . . ."

„Der Hunger — d. h. was wir gewöhnlich ökonomische Ursachen nennen —, als der weitverbreitetste und konstanteste, wenn auch keineswegs der heftigste Trieb, hat fast alle grossen zoologischen Revolutionen hervorgerufen. . . . Aber die Liebe hat in der Form der geschlechtlichen Zuchtwahl, lange noch ehe wir zu den Vertebraten emporsteigen, die Gattungen nach dem weiblichen Ideal gebildet, und allenthalben ist die Fortpflanzung der Hauptzweck der Ernährung, — für die der Hunger sorgt, und das höchste Ideal des Lebens." („Evolution in Sex", p. 12.)

Pag. 156. „Die Züge eines grösseren Frauentypus. . . ."

„Ich schaue der Zukunft entgegen und sehe ein grösseres Geschlecht werden — ein Geschlecht schöner Frauen, athletisch, frei, kräftigen Geistes und scharfen Denkens, gross in der Liebe und in allen mütterlichen Gefühlen, die

sich ihrer Leiber nicht schämen und auch nicht ihrer geschlechtlichen Organe, Frauen mit ruhigen Nerven und der Erkenntnis hoher geistiger Eigenschaften fähig, — ein neues Geschlecht von Männern, stark und mutig, selbstbeherrscht, liebevoll, selbstlos, gleich hoch an Körpergestalt und Geist, voll Kühnheit und Ausdauer, fähig, Leiden zu ertragen, rein und ehrlich in ihren animalischen Bedürfnissen, selbstvertrauend, ohne König oder Vogt." (Miriam Wheeler Nicol.)

Pag. 169. „Eine passende Lebensgefährtin zu finden. . . ."

„Wenn die künstlichen Schranken, die heute die Freundschaft zwischen beiden Geschlechtern so sehr erschweren, und die ökonomischen Motive für sexuelle Beziehungen bei dem Einzelnen nicht mehr in Betracht kommen werden — und das sind vielleicht die zwei stärksten Gründe, die heute einen vernunftlosen Geschlechtsverkehr erzeugen, ob er nun mit dem Namen der Ehe gedeckt sei oder nicht —, dann wird es Männern und Frauen erst möglich werden, sich ungehemmt der in einem hochentwickelten Gesellschaftszustand so kom-

plizierten Wahl eines passenden Lebensgefährten zu widmen." („Evolution in Sex," p. 13.)

Pag. 171. „Das Verlangen nach der Vermählung minder heftig bei den Frauen. . . ."

„Ich muss hier erwähnen, dass ich aus verschiedenen Informationsquellen, die der jüngsten Zeit angehören, schliessen muss, dass sexuelle Unempfindlichkeit bei Frauen viel verbreiteter ist, als man gewöhnlich annimmt. Damit meine ich natürlich nur eine Unempfindlichkeit vom rein sexuellen Standpunkt, ein Fehlen des Lustgefühls und der Befriedigung am geschlechtlichen Verkehr sowie des Verlangens danach. Dieses Verlangen ist bei Frauen weit weniger häufig, als allgemein angenommen wird. Die seelische Seite der Liebe hingegen tritt bei den Frauen oft weit intensiver hervor als bei den Männern. („A. Moll. Conträre Sexualempfindung," 2. Aufl. p. 325.)

Pag. 177. „In diesem Sklavenleben ist ihr ganzes Wesen stumpf geworden. . . ."

„Nicht so das Weib; wie brutal der Tyrann auch sein mag, an den sie ge-

kettet ist — er kann von ihr die letzte schändlichste Erniedrigung verlangen und erzwingen, die einem menschlichen Wesen widerfahren kann: gegen ihren eigenen Willen zum Instrument der tierischen Funktionen eines anderen gemacht zu werden. . . . Keine Misshandlung kann, wenn nicht Ehebruch hinzukommt, in England eine verheiratete Frau von ihrem Peiniger befreien." Mill, „Hörigkeit der Frau," 1869.

Fall Clitheroe 1891. Auf die Weigerung der Gattin hin, die Beiwohnung zu dulden, erklärte der Gatte: „Daraufhin n a h m ich meine Frau und habe sie seither nicht aus meinem Hause gelassen, habe jedoch nicht mehr Gewalt oder Zwang angewendet, als eben notwendig war, um sie zu „nehmen" und zu behalten."

Der Lordkanzler sagte: „Ich bin der Ansicht, dass ein solches Recht und eine solche Befugnis nach englischen Gesetzen nicht existiert", und er befahl, dass die Dame sofort freigegeben werde. („Woman free," von Ellis Ethelmer, p. 144.)

Pag. 201. „Die monogamische Ehe. . . .“

„Wenn wir die sittliche Höhe eines Volkes, einer Rasse, einer Kultur erkennen wollten, so klärt uns die Stellung, die dem Weibe eingeräumt wird, viel besser auf, als etwa die gesetzlichen Bestimmungen für die eheliche Verbindung. Der Typus, den das Gesetz normiert, entspricht selten dem realen Zustand. In vielen Kulturen, toten wie lebenden, hat die gesetzlich vorgeschriebene Monogamie hauptsächlich den Zweck, die Erbfolge und die Teilung des Eigentums sicher zu stellen.“ (Letourneau, „Entwicklung der Ehe“, p. 186.)

„Eheliche Verbindungen im Tierreich. . . .“ „Bei vielen Tiergattungen führt die sexuelle Verbindung zu einer dauernden Vereinigung, die das Auffüttern der Brut zum Zweck hat. An Vornehmheit, Zartgefühl und Aufopferung stehen diese Verbindungen so manchen menschlichen Ehen in keiner Weise nach.“ (Ebenda, p. 19.)

„Besonders interessant ist es, die mannigfachen Formen der ehelichen Familienverbindungen bei den Vögeln

zu beobachten. Schon infolge der Glut, der Mannigfaltigkeit und des Zartgefühls, die sie in ihren Liebesverhältnissen zeigen. . . . Es giebt manche Vogelarten, die absolut treulos, ja ausschweifend sind, wie z. B. der kleine amerikanische Sperling (Icterus pecoris), der sein Weibchen alltäglich wechselt. Andere Arten haben zwar die Promiscuität aufgegen, sind aber entschieden Anhänger der Polygamie. Insbesondere die Hühnervögel sind dieser Form der Ehe ergeben, die auch bei den Menschen thatsächlich so allgemein ist, auch bei hochkultivierten, die sich ihrer monogamischen Sitten rühmen. Unser Hofhahn, eitel und sinnlich, eifersüchtig und mutig, ist geradezu der Typus des polygamischen Vogels. . . ." (Ebenda, p. 26.)

„Fast alle Raubtiere, selbst die stumpfsinnigen Geier, sind monogam. Die eheliche Verbindung des kahlköpfigen Adlers scheint bis zum Tode eines der Vermählten zu währen. . . ."

„Für das Weibchen des Illinois-Papageis (Psittacus pertinax) sind Witwenschaft und Tod gleichbedeutend; — das kommt, wenn auch selten genug,

bei Menschen vor, aber bei den Vögeln können wir mehr als ein Beispiel dafür finden. Wenn nach einigen Jahren ehelichen Lebens eine weissschwänzige Bachstelze zufällig den Tod findet, so überlebt ihr Genosse sie höchstens um einen Monat." (Ebenda, p. 27.)

„Schlechte Väter sind unter den Vögeln selten. Im Gegenteil, oft genug wetteifert das Männchen mit dem Weibchen in der Liebe zu den Jungen; es füttert und schützt das Weibchen während der Brutzeit und beteiligt sich oft gleichfalls am Ausbrüten der Eier. Das Männchen der Brieftaube füttert des Weibchen, solange es brütet; der Kanada-Gänserich und die Krähen thun desgleichen; bei den letzteren nimmt das Männchen überdies von Zeit zu Zeit den Platz des Weibchens ein, um ihm ein wenig Erholung zu gönnen. Die blaue Mauerschwalbe thut dasselbe. Bei vielen Arten brüten Männchen und Weibchen abwechselnd, und der Teil, der eben frei ist, füttert den, der beschäftigt ist. So die schwarzflügelige Seemöwe, der weisse Fischer von Bassan, der grosse blaue Reiher und der schwarze Geier." (Ebenda, p. 30.)

„Was die Säugetiere betrifft, so lässt sich ein bestimmtes Verhältnis zwischen dem Entwicklungsgrad der Intelligenz und der Form der sexuellen Verbindungen nicht feststellen. Die fleischfressenden Tiere leben oft in Paaren, aber das ist keine absolute Regel, denn der südafrikanische Löwe wird oft von vier bis fünf Weibchen begleitet. Bären, Wiesel, Walfische und andere leben meist paarweise. Bisweilen zeigen ganz nahverwandte Gattungen verschiedene eheliche Sitten, so lebt das weisswangige Peccari-Schwein in Herden, während das weissgeringelte Peccari in Paaren lebt. Dieselbe Verschiedenheit kann man bei den Gewohnheiten der Affen beobachten. Manche sind polygam und andere monogam. Der Nilbandar (Macacus Silenus) in Indien hat nur ein Weibchen, dem er treu bleibt bis zum Tode. Der Cebus capucinus hingegen ist polygam." (Ebenda, p. 33.)

Pag. 211. „Das Schicksal zweier Menschen für das ganze Leben. . . ."

„Während die katholische Kirche im geistlichen Leben den Novizen eine Probezeit gestattet, verlangt die Gesellschaft in der Ehe Ring, Pergament und

Gelübde, b e v o r die beiden sich kennen oder Erfahrung haben; die Folge sind Ehebruch, Scheidungsskandale, eheliche Wohnungen, die eigentlich Gefängnisse sind, und ein beständiges Anwachsen der Heuchelei und Lüsternheit in der Gesellschaft. Wie ist es möglich, dass ein Weib, das nicht weiss, wie der Leib des Mannes aussieht und die Bedürfnisse seiner Mannheit nicht kennt, der auch für die Forderungen der eigenen Reife das volle Verständnis fehlt, wie ist es möglich, dass sie auch nur die geringste Ahnung haben kann, ob die romantische leidenschaftliche Bewegung, die ein Mann in ihr erweckt, auch thatsächlich die Dreieinigkeit von Liebe, Vertrauen und Ehrfurcht in sich schliesst, die allein die Grundlage einer wahren Ehe sein können?" (Edith M. Ellis, „Ein Noviciat der Ehe," p. 13.)

Pag. 221. „Formelle Verträge irgend welcher Art werden beibehalten werden. . . ."

„Es ist daher wahrscheinlich, dass in einer mehr oder weniger entfernten Zukunft die Institution der Ehe sich zu monogamischen Verbindungen umgestalten wird, die frei eingegangen,

und, wenn es sein muss, frei gelöst werden durch blosse gegenseitige Uebereinkunft, wie es heute schon in verschiedenen Ländern Europas — so im Kanton Genf, in Belgien, in Rumänien für die Scheidung, in Italien für die Trennung — gilt. In diese zukünftigen Scheidungen wird die Oeffentlichkeit sich nur so weit einmischen, als nötig ist, um das zu sichern, woran sie ein vitales Interesse hat: das Schicksal und die Erziehung der Kinder. Aber diese Entwicklung in der Auffassung der Ehe sowie in der thatsächlichen Praxis wird sich nur langsam vollziehen, denn sie setzt eine vollkommene entsprechende Umwälzung in der öffentlichen Meinung voraus und bedarf überdies tiefer Veränderungen im socialen Organismus. (Letourneau, „Die Entwicklung der Ehe," p. 358.)

„Die sittliche Anschauung der Antike, die das Weib als ein sklavisches Eigentum ihres Gatten betrachtete, lebt noch in vielen Köpfen. Aber sie wird allmählig aussterben. Der Ehevertrag wird schliesslich ein Vertrag werden wie alle anderen Gesellschaftsverträge, die freiwillig angenommen, freiwillig auf-

recht erhalten, freiwillig gelöst werden; wenn aber der Zwang geschwunden ist, dann wird der Betrug ein unwürdiges Vergehen. Das wird die Meinung einer künftigen Menschheit werden, die vornehmer denken wird als wir. Diese Generationen werden ohne Zweifel keine zärtliche Nachsicht für den anständig verhüllten Ehebruch haben, aber sie werden auch die Rache des Gatten nicht gutheissen. (Ebenda, p. 127.)

Pag. 221. „Vorverträge, die einer späteren und dauernden Verbindung vorausgehen. . . ."

„Die Sitte der Handfeste, die sonst heute sehr selten geworden ist, besteht in einem gewissen Masse in Island noch heute. Ein Mann und ein Weib beschliessen ein Jahr miteinander zu leben. Wenn sobald das Jahr vorüber ist, beide Teile einverstanden sind, so sind sie verehelicht. Wenn nicht, so trennen sie sich, ohne dass einen Teil irgend welche Schmach treffen würde. Der Vertrag kann auch von Anfang an bedingungsweise bindend geschlossen werden. Er kann z. B. bindend sein für den Fall, dass ein Kind geboren werde, oder umgekehrt, dass am Ende des Jahres keines

da sei, je nachdem." (Prof. Mavor, „Island, einige sociologische und andere Bemerkungen". Protokoll der philos. Gesellschaft in Glasgow, 1890[91.)

Pag. 243. „Ein gewisses Mass von Animalität. . . ."

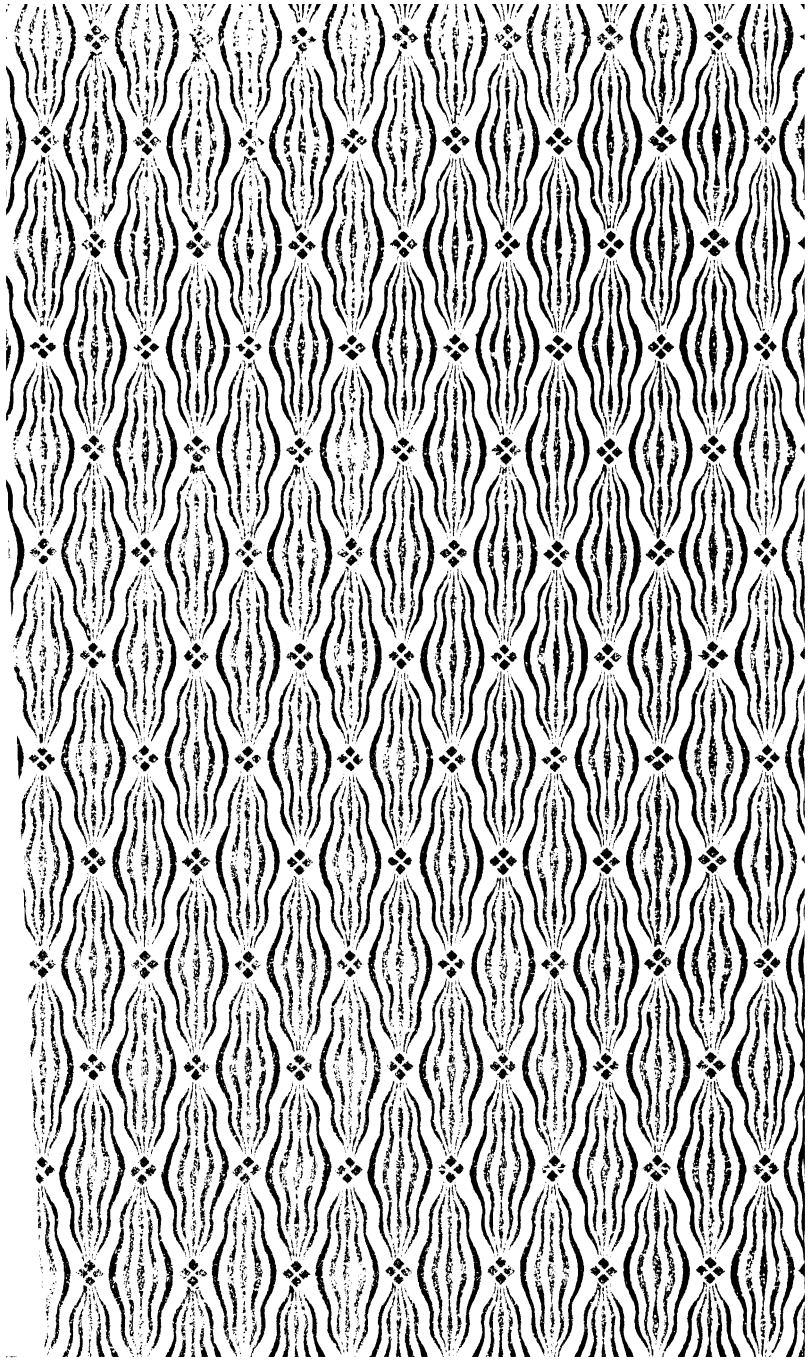
„Die Erlöser dieser, wie jeder korrupten und stumpfen Generation, müssen den Pulsschlag des Ehebrechers wie den seines Opfers fühlen, müssen klarblickend und ehrlich als Pioniere der neuen sexuellen Renaissance dastehen, die vermutlich eine gesunde und massvolle Animalität und Brownings Vision jener seltenen Vermählung, in der Seele mit Seele vereint ist, verbinden wird." (Edith M. Ellis, „Ein Noviciat für die Ehe," p. 4.)

„Sie lehrte ihn die Bedeutung der Liebe verstehen: eines Wortes, das in vieler Mund ist, aber nicht oft begriffen wird. Ganz von der Idee erfüllt, die er von ihr hatte, erkannte er, dass mit ihr die Ehe einen Abschnitt, einen neuen Aufschwung bedeuten musste, einen freieren Spross des Baumes, der fest in gute derbe Erde gepflanzt ist: von den Sinnen würde der Lebenssaft strömen und die Geister sich gesellen, und die

Seelen eins werden in einer ganzen ungetrübten Verbindung. Wahrlich, eine glückliche Aussicht für die Söhne und Töchter der Erde, die in göttlicher Weise mehr als blosses Glück verheisst: die uns, zwischen den harten Felsen der Askese und den Strudeln der Sinnlichkeit hindurch, fest in uns geschlossen, zur Zeugung vornehmerer Geschlechter bestimmt und drängt, die wir uns heute nur trübe vorstellen können. (George Meredith, „Diana of the Crossways".)

Inhalt.

	Seite
Einleitung	
Die Zeit und das Problem von Karl Federn I—XXIII	7
Wenn die Menschen reif zur Liebe werden	
Die Geschlechtsliebe	37
Der Mann — das unreife Geschlecht	77
Das Weib — das leibeigene Geschlecht	95
Die Freiheit des Weibes	125
Die Ehe — ein Rückblick	159
Die Ehe — ein Blick in die Zukunft	191
Die freie Gesellschaft	231
Exkurse:	
Frühe Gestirn- und Geschlechtsriten	259
Die primitive Gruppenehe	271
Über die Eifersucht	277
Über die Familie	281
Über Mittel zur Verhütung der Übervölkerung	286
Anhang	
Bemerkungen	295



392.6
C29a
Carpente